19/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Kennen Sie Frauenstein?

Großaufnahme einer kleinen Stadt

Schapka über Bord

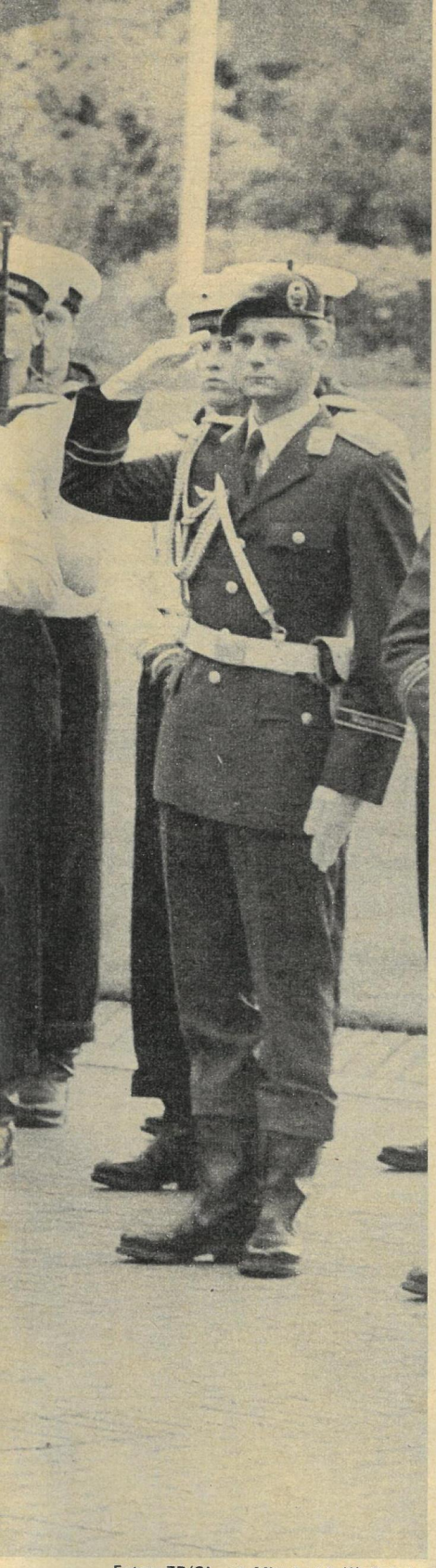
FW-Reporter erstmals im Eis der Karasee

Flott und herbstlich

Schnappschuß beim Bummel in Budapest

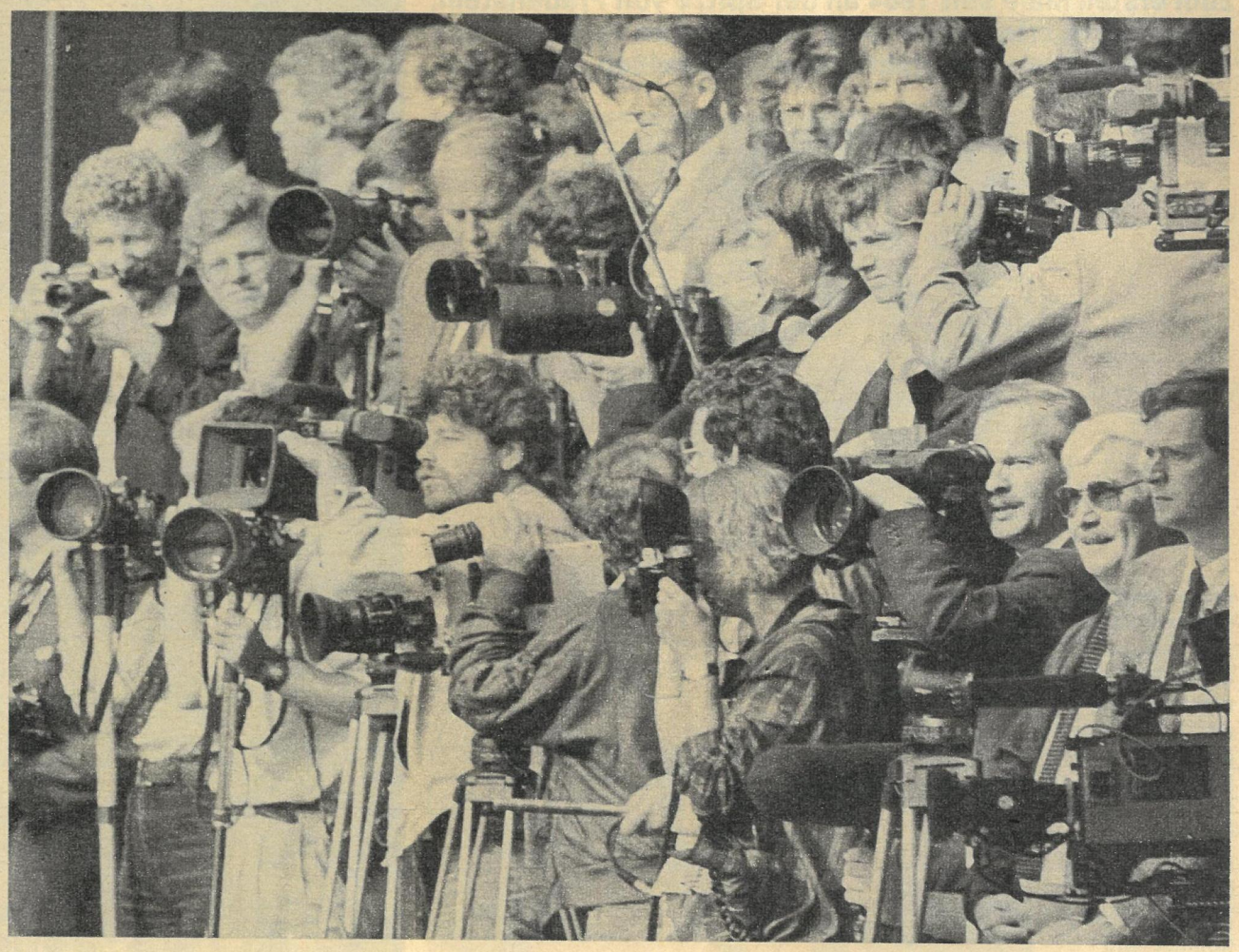
Dem höchsten Repräsentanten der Deutschen Demokratischen Republik galten zum Auftakt seines offiziellen Besuchs in der Bundesrepublik Deutschland militärische Ehren, wie sie Staatsgästen gebühren. Als Erich Honecker nach seiner Ankunft auf dem Flughafen Köln/Bonn mit einer Motorrad-Eskorte (Bild rechts) vor dem Bundeskanzleramt im Regierungsviertel am Rhein eintraf, wehten hier die Flaggen beider deutscher Staaten. Kanzler Helmut Kohl erwartete seinen Gast, entbot ihm seinen und der Bundesregierung Gruß. Zum protokollarischen Begrüßungszeremoniell war eine Ehrenformation der Bundeswehr angetreten (Bild oben), deren Kommandeur dem DDR-Staatsoberhaupt die Reverenz erwies. Und es erklangen die Hymnen der DDR und der BRD.

Dieser 7. September 1987 war in ungezählten Zeitungs- und Agenturkommentaren, in Fernsehmoderationen vorempfunden worden, und die über 2500 für die Visite Erich Honeckers akkreditierten Journalisten aus aller Welt hatten daran ihre Betrachtungen geknüpft, die das außerordentliche Interesse an dem Fünf-Tage-Besuch verhießen. So sah man denn in erster Linie den Gesprächsterminen bereits am ersten Tage des Aufenthalts mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen, dem intensiven Meinungsaustausch über grundlegende Fragen der Gegenwart – die Friedenssicherung und die hohe Verantwortung der beiden deutschen Staaten dafür. Den politischen Dialog darüber prägten die Tischreden beider Staatsmänner bei dem Essen, das der Bundeskanzler seinem Gast zu Ehren am Abend des ersten Tages und im Beisein zahlreicher Persönlichkeiten des offiziellen Bonn in der Redoute gab. Frieden, Entspannung, Abrüstung und weitere Schritte auf dem Weg zur Normalisierung der Beziehungen nach dem Völkerrecht und im Sinne friedlicher Koexistenz waren – entsprechend dem Grundlagenvertrag – der umfassende Rahmen, in dem sich die Aussagen von Bundespräsident Richard von Weizsäcker bewegten, als er seinen Toast auf einem Essen sprach, zu dem Erich Honecker in die Villa Hammerschmidt eingeladen war. Wie selbst langwierige Verhandlungen schließlich zum Erfolg führen, beweisen drei bedeutsame Übereinkommen, die das schon breitgefächerte Vertragssystem DDR–BRD bereichern: Im Gobelinsaal des Palais Schaumburg lagen sie auf dem Unterzeichnungstisch – Regierungsvereinbarungen auf dem Gebiet des Strahlenschutzes, über die weitere Gestaltung des Umweltschutzes sowie



Offizieller Besuch Erich Honeckers in der BRD:

Dem Frieden verpflichtet



Fotos: ZB/Oberst, Mittelstädt (2), Schulz

das Abkommen über die Zusammenarbeit in Wissenschaft und Technik. Sie tragen die Signien der Fachminister der DDR und der BRD. Indessen hatten die weiteren DDR-Gäste, Günter Mittag, Oskar Fischer, Gerhard Beil, separate Gespräche mit Kabinettsmitgliedern. Weitere Ziele für Kooperationen zum gegenseitigen Nutzen wurden angesteuert: so für die Stabilisierung und Erweiterung des Handels und der wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Und wenn Erich Honecker auch vom Präsidenten des Bundestages, Philipp Jenniger, empfangen wurde, so war es ein sinnvoller Auftakt für die Gespräche mit den Vorsitzenden der Fraktionen des Parlaments, die das DDR-Staatsoberhaupt auf Schloß Gymnich führte, dem Gästehaus der Bundesregierung, das ihm als Residenz zur Verfügung gestellt worden war. *Günter Stechow*

Zuerst war da eine Grenzschutzburg der Markgrafen von Meißen, errichtet im ausgehenden 12. Jahrhundert gegen den Land- und Silbererz-Appetit benachbarter böhmischer Fürsten. Weil das Gemäuer „um des mangelnden Wassers und mehr Ungelegenheiten willen zur täglichen Haushaltung ganz unbequem gewesen ist", übersiedelten die feudalen Herrschaften 1588 in das wesentlich komfortablere Schloß unterhalb der Burg. Woher der Name „Vrounsten" (1218), „Vrowenstein" (1272) oder „Frawenstein" (1424) stammt, weiß man nicht genau. Manche bringen ihn mit dem Minnedienst, der ritterlichen Frauenverehrung, in Verbindung, die zur Gründungszeit der Burg ihren Höhepunkt hatte. Andere halten dafür, daß die Burgkapelle „Unserer lieben Frau", der Jungfrau Maria, geweiht war. Verbürgt hingegen ist dies: Eine „Vrowe", wie es im Mittelhochdeutschen hieß, steht zum ersten Male seit 1984 an der Spitze von Frauenstein, Stadtrecht erteilt anno 1411 „am negsten Freitage nach unsers Herrn Auffahrtstage", will heißen am 22. Mai.

Bürgermeisterin Carmen Scholz: „Ich habe das Städtchen liebgewonnen. Und ich sag' auch, worüber ich mich am meisten freu': Wenn Bürger mit Vorschlägen kommen, wie wir bei uns was zum Besseren verändern können, und gleichzeitig ihre Bereitschaft zum Mitmachen erklären..."

Wer kennt denn schon

Neuer Beitrag unserer Serie „Kleine Städte ganz groß" — Eine Reportage von Fritz Jahn (Text) und Detlef Christel (Fotos)

Wer kennt denn schon...

Das Größte an der Stadt (1186 Einwohner, Kleinbobritzsch mal nicht mitgerechnet) ist der Markt. Daneben gibt es noch einige Straßenansätze, die über kurz oder lang ins Grüne und allemal ins Tal führen.

Mitten auf dem Markt steht die Kirche. Pastors Sohn, der uns über sperriges Monteurgerät nach oben führt, hat Sorgen: Wenn diese neue Glockenautomatik installiert wird, ist's aus mit dem zusätzlichen Taschengeld für handbetriebenes Früh-, Mittag- oder Abendläuten, jedesmal 'ne Mark! Fortschritt macht vor keinem halt.

Vom Turm ein wunderschöner Blick über Schloß und Burg und Täler weit und Höh'n und ganz passablen Wald. Zitat Wanderführer: „Frauenstein schmiegt sich zwar in eine Einsenkung zwischen dem 680 m hohen Sandberg und dem etwa 670 m erreichenden Schloßberg, aber die Höhenlage des Städtchens ist mit rund 650 m noch frei genug, daß ein immer kräftiger Zug frischer Bergluft ihm bereits Ende des vorigen Jahrhunderts den Namen einer ‚Sommerfrische' eingetragen hat."

Am Markttreiben kann man ablesen, was die Stunde geschlagen hat.

Zeitig am Morgen, wenn sich die Sonne noch hinter den Häusern räkelt, tuckert im Windschatten der Kirche der erste Arbeiterbus. Die Stadt selbst besitzt nur zwei kleine Industriebetriebe, einen Ableger des Uhrenwerkes Glashütte (Schaltuhren für Nachtspeicheröfen und Straßenbeleuchtungen) und die, wie es in der Umgangssprache heißt, „Albumbude" (solide, preiswerte Fotoalben, Heftumschläge, Karteikarten), im gehobenen Ökonomendeutsch auch „VEB Polypack Dresden, Betriebsteil Frauenstein" benannt. Aus diesem Grunde pendeln Frauensteiner aus, um ein weiteres Neuwort zu gebrauchen. Ins Edelstahlwerk Freital, zur Hydraulik nach Dippoldiswalde, in die Gießerei Schmiedeberg, zur Papierfabrik Weißenborn, in die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften von Burkersdorf. In den Frühbus steigt auch Herr Einhorn. Er ist 1. Walzer im Edelstahlwerk „8. Mai" („Ein 40-Millionen-Objekt, meine Walzstraße, wenn was passiert, hab' ich mein Kreuz hinzuhalten."); außerdem ist er unser Wirt, ein freundlicher Hausherr, der uns mit einladender Geste Terrasse und Berggarten zur gefälligen Nutzung angetragen hat. Das schmucke Haus in der Eigenheimsiedlung sei sein „Ruhepunkt" nach zwölfstündigem werktäglichem Unterwegssein, sagt er, wir haben ihn immer nur beschäftigt gesehen. –

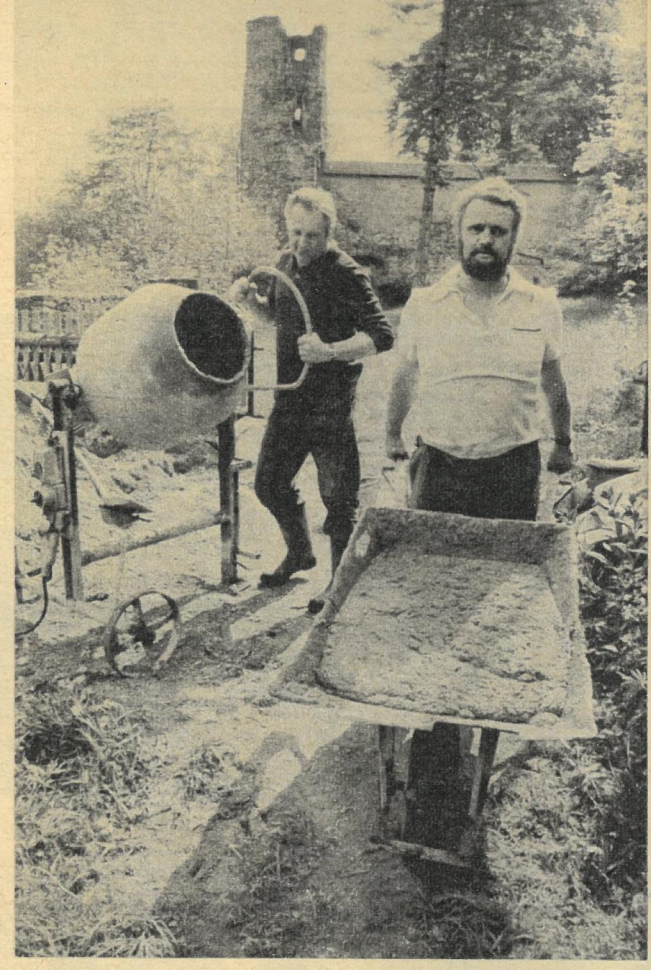
Seinen zweiten Höhepunkt erlebt der Markt zwischen 10 und 11, da rollen die Touristenbusse an. Eine Reiseleiterin holt tief Luft und ist heilfroh, daß es nicht regnet. „... Und nun, meine Herrschaften, besichtigen wir eine der größten mittelalterlichen Burganlagen unseres Landes sowie das Museum, gewidmet dem größten Sohn der Stadt, dem Orgelbauer Gottfried Silbermann."

Im Gästebuch liest man freundliche Worte aus vielen Ländern der Welt: Sowjetunion, Iran, Polen, BRD, Frankreich, USA, Norwegen, ČSSR, Japan, Palästina, Senegal, Vietnam, Madagaskar, Mongolei, Spanien, England... Eintragung einer Reisegruppe aus dem westsibirischen Tjumen: „Ein liebenswertes Städtchen, ein sehenswertes Museum, danke, Frauenstein!"

Vom verdienstvollen Direktor des Museums und renommierten Silbermannforscher Werner Müller erfährt der Besucher, daß der Meister, von dem es keinerlei Abbildung gibt, mit seinen Gesellen in mehr als 40jährigem Schaffen nachweislich 45 Orgeln gebaut hat. 31 davon sind noch erhalten, unter anderem in Bad Lausick, Crostau, Dresden (Kathedrale), Fraureuth, Freiberg (Dom St. Petri und St. Jacobi), Reinhartsgrimma und Nassau bei Frauenstein. Leider fehlt Frauenstein in dieser Liste. Die zwei Orgeln, die Silbermann für seine Stadt schuf, wurden 1728 und 1869 das Opfer verheerender Feuersbrünste, lediglich eine Orgelbank konnte gerettet werden. –

Um die Mittagsstunde liegt der Markt wie im Schlaf, zwischen 15 und 16 Uhr, wenn die Leute von der Arbeit kommen, zieht noch einmal Leben ein, kurz vor halb sechs rasseln beim Fleischer Lippmann die Rolläden herunter, und dann ist endgültig Ruhe. Bis die Sonne zeitig am Morgen... siehe oben.

Eingeweihte jedoch wissen: Im Veteranenklub trifft sich der Chor zur Probe. Im „Frauensteiner Hof" ist ADMV-Versammlung, das DDR-offene Go-Kart-Rennen rund um den Markt steht bevor, und auch das nächste Ski-Jöring kommt bestimmt. In den Gärten säen und ernten die Mitglieder des VKSK (1. Platz im Kreis bei der Ablieferung von Gemüse und Obst). Oben am Depot trainiert die Freiwillige Feuerwehr für den nächsten Leistungsvergleich, Siegerchancen bestehen. Es hat lange nicht gebrannt in Frauenstein dank guter Prophylaxe, und so soll es auch bleiben. Und weil es sonst nichts zu löschen gibt, löschen sie nach der Ausbildung im „Löwen" den Durst mit einem Bier. Oberbrandmeister Klausnitzer, Glas bei Hand: „Ein dreifach..." Löschmannschaft, dito: „... gut Wehr, gut Wehr, gut Wehr!"



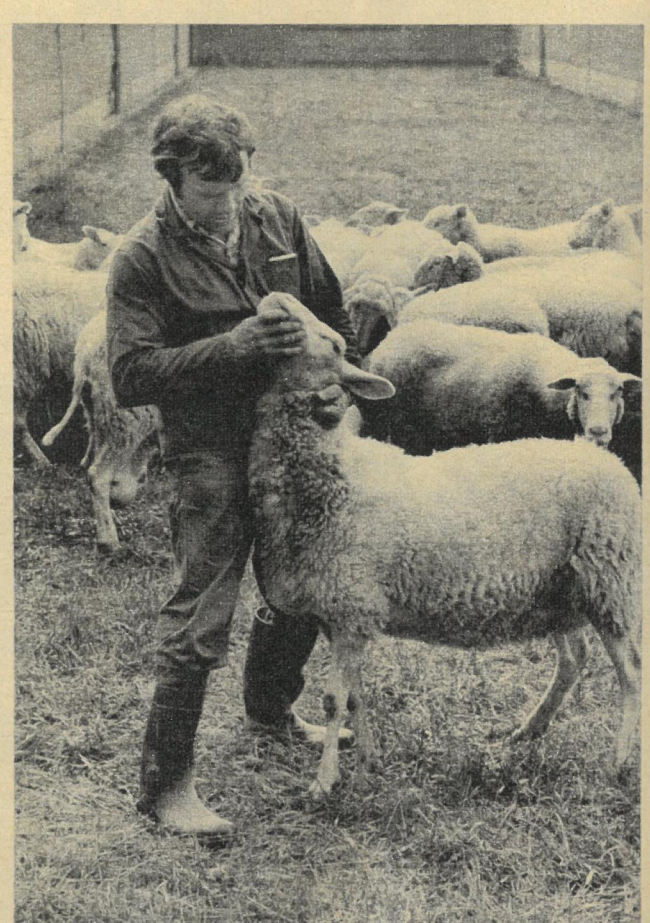
In „zweiter Schicht" unermüdlich auf der Burg: Wolfgang Ludwig (mit Karre), Gießereimaurer, und sein Kollege Martin. „Mit Leib und Seele hängen wir dran an dem alten Mauerwerk und dem ganzen Drum und Dran."

Für Stadt und Einwohner nach Kräften dienstbereit: PGH des Tischlerhandwerks mit ihrem Vorsitzenden Bernd Dienel (Farbfoto oben links). „Kleinaufträge werden möglichst noch am selben Tag erfüllt."

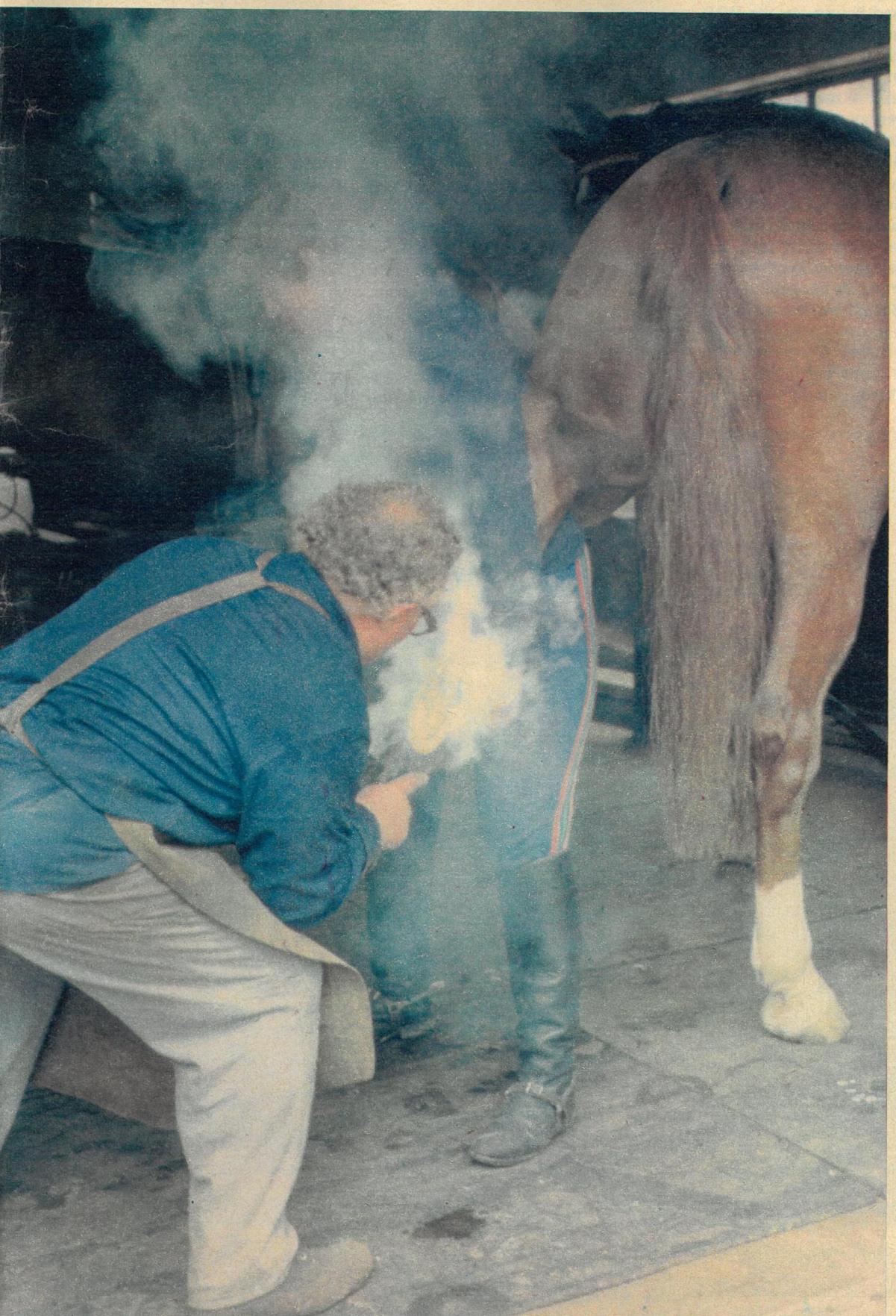
Heute übt nahezu jeder dritte Bürger eine ehrenamtliche, staatliche oder gesellschaftliche Funktion aus. Die immer umfassendere Einbeziehung aller Bürger in die Lösung öffentlicher Angelegenheiten gehört zu den bedeutendsten demokratischen Traditionen unseres Staates.

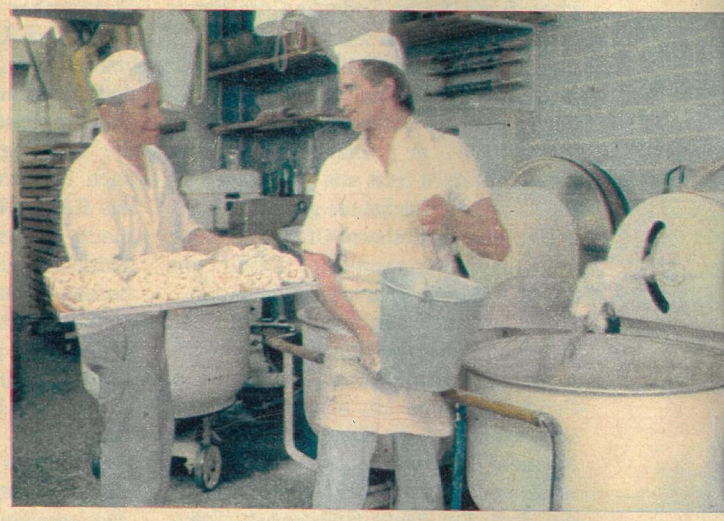
Erich Honecker auf dem XI. Parteitag der SED

Fühlt sich mitverantwortlich für die Markierung von 81 Kilometer Wanderwegen: Lagerverwalter Helmut Börner (oben). „... damit man nach Feierabend bissel in die Natur kommt und gleichzeitig was Gutes tut."



Fungiert als ehrenamtlicher Bürgermeister im Ortsteil Kleinbobritzsch: Johannes Dämmig, LPG-Heizer und Hobby-Schäfer. „Kritiken, die verkraft' ich schon, bloß wenn einer nur kritisiert, das hab' ich nicht so gern."





Freundliches Willkommen am Ortseingang: Malermeister Gersten, Abgeordneter, Vorsitzender der Baukommission, vor seinem Werk, das einen einstmals verfallenen, von ADMV-Mitgliedern erneuerten Schuppen ziert (ganz oben). – Seit halb drei in der Früh auf den Beinen: die Meister Schmieder (Foto oben). – 56 Dienstleistungen, dazu in jedem Falle Freundlichkeit: Ursula Hermann, Leiterin der Annahmestelle (unten), berufenes Mitglied der Kommission Handel und Versorgung bei der örtlichen Volksvertretung. – Mit Feuer und Flamme bei der Arbeit: Schmiedemeister und Leiter der Freiwilligen Feuerwehr Kleinbobritzsch Kurt Liebscher (links); 50 Zuchtpferde im Beschlag, hauptsächlich jedoch Reparaturen für Betriebe und Bevölkerung.

Wer kennt denn schon...

In Frauenstein ist alles übersichtlich, nicht nur der Markt. Du sitzt zum Beispiel früh um acht im „Lindenhof“ und wirst bedient von Frau Kaden, die du von der „Liedertafel“ kennst, Chorsängerin, erste Reihe. Die Bockwurst knackt zwischen den Zähnen, wie anders, denk an die frischen Schweinehälften, die Meister Lippmann gestern durch seine Transportschleuse zog. Aus Schmieders Backstube stammt die knusprige „große Franzsemmel“, 2500 davon fabrizieren sie dort am Tag, dazu 360 Brote und 15 Kuchensorten, freitags gibt's „die gute Eierschecke“, die ist mit Mandelsplittern und Sultaninen. Sozusagen als Garnierung zum Butterbrötchen fügst du in Gedanken die Familiengeschichte des Bäckers, die du ja nun auch kennst. 75jähriges Geschäftsjubiläum, dritte Generation am Trog; bevor der alte Meister an den Sohn übergab, ließ er gründlich modernisieren, Mehl wird jetzt aus Tankwagen in Silos über die Backstube gepumpt. Neuzeitlicher Zyklotherm-Ofen, dankbar angenommener staatlicher Kredit von 150 000 Mark, Steuerbegünstigung... Übrigens, auch der zweite Bäcker, der sich kürzlich mit Hilfe des Rates etabliert hat, Mike Kühn, ist nicht von Pappe. 21 Jahre alt, noch in der Meisterausbildung, die Kundschaft lobt den Kuchen, Teig wird mangels Maschine noch per Hand gewirkt, aber was für ein Brot! Bei dieser Gelegenheit: Frauenstein besitzt insgesamt 35 Betriebe des privaten Handwerks, deren Dienstleistungen so ganz nebenbei auch von Bewohnern aus zirka 10 benachbarten Gemeinden in Anspruch genommen werden, etwa, wenn sie zum Landambulatorium, zur Apotheke oder zur Physiotherapie müssen. Dies nennt man eine Umlandfunktion.

Am Nachbartisch sitzen welche in Arbeitskleidung und reden über Arbeit. Polypack schweißt für Uhrenwerke, Uhrenwerke transportieren Fracht für Polypack, PGH leiht Gabelstapler, einer hilft dem anderen. Pfuscher, Faulenzer, Nur-an-sich-Denker hätten es schwer, sich zu verstecken, es fehlt die Anonymität. Natürlich bewirkt Überschaubarkeit auch Intimitätsverlust. Jeder weiß, wer, was, wie, mit wem – doch wo ist die Welt schon vollkommen?

☆

Als wir den ersten Beitrag unserer Serie veröffentlichten – es ging um Leisnig in Sachsen (Heft 18/85) – verwiesen wir auf den dortigen Rathausturmschmuck, ein Füllhorn, Wunschtraum aller Stadtväter. Nun, selbst wenn es ein unerschöpfliches Füllhorn gäbe landesweit, wäre noch lange nicht gesagt, daß seine Streukraft bis in dieses osterzgebirgische Fleckchen reichte: Frauenstein liegt sehr am Rande des Kreises. Nein, da ist es schon besser, nicht die Hände in den Schoß zu legen und abwartend nach oben zu blicken, sondern kräftig mit zuzugreifen, wenn es darum geht, die kleine Welt, in der man wohnt, angenehmer und freundlicher zu gestalten. Genau das tut die Mehrzahl der Frauensteiner, ungeachtet der Enttäuschungen, Rückschläge und – begründeten wie unbegründeten – Frustrationen, die es hin und wieder gab und gibt.

Im Dezember 1986 ist das Städtchen „Staatlich anerkannter Erholungsort der ausgezeichneten Qualität“ geworden, diesen vom Bezirk verliehenen Titel dürfen im Kreis außer Frauenstein nur noch drei Ferienziele tragen. Knapp 1500 Einwohner (die 267 Kleinbobritzscher eingeschlossen), aber: 78 000 Besucher pro Jahr in Museum und Burg, rund 10 000 Urlauber, ungezählte Marktplatz-Kurzzeitparker – und fast jeder nimmt ein Stück Erholung und Freude mit. Auch wenn er in eine der vier Gaststätten einkehrt. Drei wurden schon genannt, bleibt der „Goldene Stern“, in dem die Familie Burgstedt – Vater, Mutter, Söhne, Schwiegertöchter – nicht nur ihre Betriebsferiengäste, Stahlwerker und Bauern aus der DDR, Polen und Ungarn, sondern auch die zahlreichen „Laufkunden“ in wohltuender Umgebung vorzüglich versorgt. Daß Frauensteins Anziehungskraft über die Landesgrenzen reicht, hört man auch im Schloß. Dort, im Ferienlager des RAW „Wilhelm Pieck“ Karl-Marx-Stadt, erholen sich Kinder von tschechoslowakischen, polnischen und ungarischen Eisenbahnerkollegen, und international geht es selbstverständlich auch in der schön gelegenen Jugendherberge „Max Roscher“ zu, die immerhin 77 Betten und 20 Bungalowplätze zu bieten hat.

Vor kurzem hatten Bürgermeisterin und Rat der Stadt zur alljährlichen „Dankeschön-Veranstaltung“ eingeladen, sie fand im jüngst erst rekonstruierten Kultursaal statt, auch ein Gemeinschaftsprojekt, das durch viele zupackende Hände verwirklicht wurde. 120 Bürger standen auf der Gästeliste. Was motiviert die Frauensteiner, mitzumachen, im weitesten Sinne also mitzuregieren? Zwei Antworten mögen für viele stehen.

Johannes Dämmig, LPG-Betriebshandwerker, Abgeordneter und ehrenamtlicher Bürgermeister im Ortsteil Kleinbobritzsch, ist ein kleiner, bescheidener Mann. „Wir sind eben nicht so die Typen, die sich abends irgendwo verstekken“, sagt er, „das steckt irgendwie so drinne. Ich bild' mir ein, der größte Teil, der zieht schon mit, das merk' ich jetzt beim Verkaufsstellenneubau. Also, wenn ich gekommen bin und sage, hier, Mensch, wir machen morgen Einsatz, oder ich hab' bloß ein Plakat rausgehängt und reingeschrieben, was anliegt, also ich hab' bis jetzt noch nicht alleine dagestanden.“ Warum das so ist? Er überlegt einen Augenblick. „Weil's der Heimatort ist, wo jeder jeden kennt, wo man seinen Freundeskreis hat, wo man sich wohl fühlen möchte.“

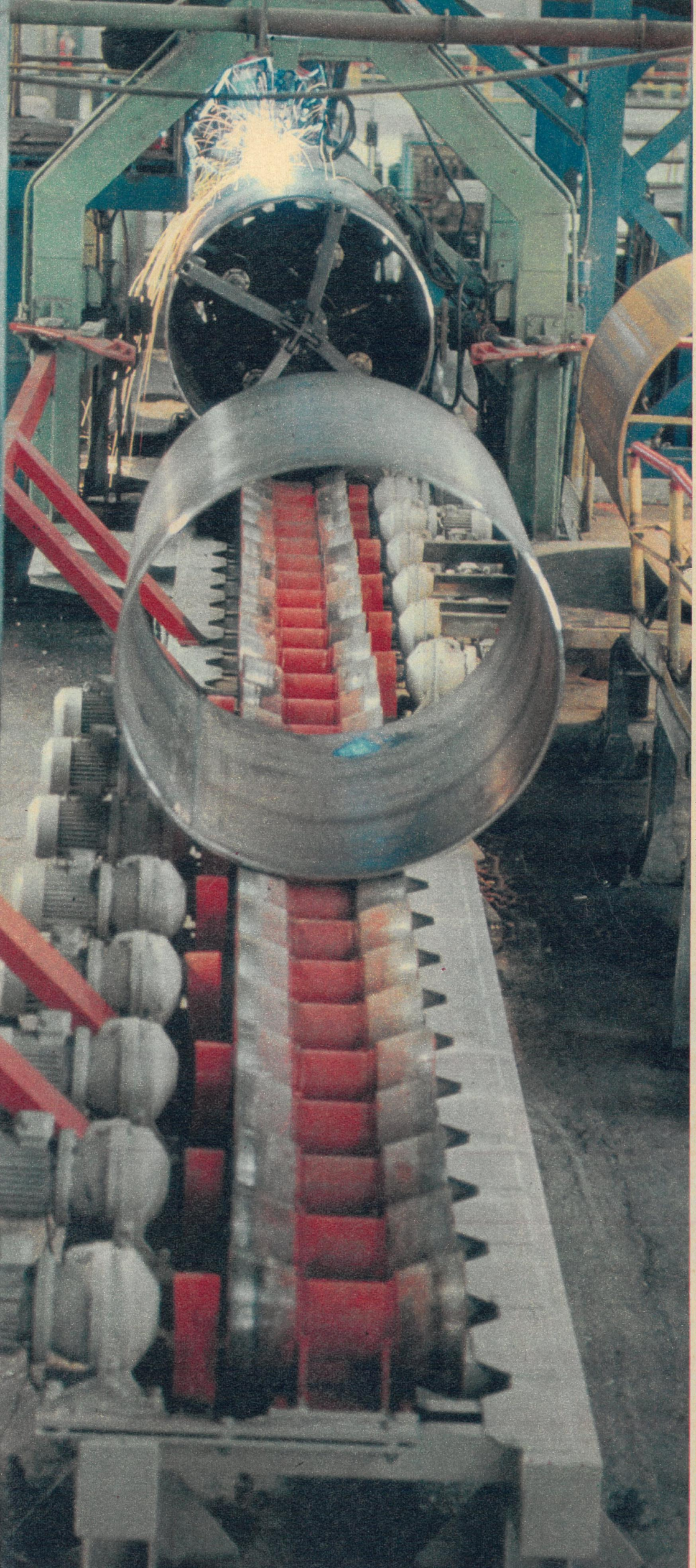
Ähnliche Gründe nennt Wolfgang Ludwig, Betriebsmaurer in der Gießerei Schmiedeberg, ein Mann mit der Gestalt eines Schwerathleten, der sich seit nahezu zwölf Jahren um den Erhalt der Burg sorgt. Schon der Großvater seines Großvaters habe da oben Frondienste geleistet, scherzt er augenzwinkernd. Leicht hat er's wirklich nicht, der Feierabendbrigadier. Wieder ist ein langes Stück Mauer eingestürzt, die schweren Brocken sind den Abhang hinuntergerollt, eine Hundearbeit, sie emporzuheben. Bis zu den „Schloß- und Burgfestspielen“ muß es einigermaßen im Lot sein. „Wie soll ich sagen“, sagt der sympathische Kraftmensch, nun ganz ernst, „hier bin ich großgewachsen, und da hängt man eben dran, ja wirklich, mit Leib und Seele häng' ich dran an dem ganzen Mauerwerk und allem Drum und Dran. Und wenn man da mal herkommt und sich sagt, so, das haben wir geschaffen, für uns und für'n Staat, also das soll erst mal einer nachmachen.“

Produktive Kraft der Heimatliebe... Auch Gottfried Silbermann hatte das Städtchen gern. In einem guterhaltenen Schriftstück vom 27. Juli 1711 bekundete er seinen Entschluß, für die Stadtkirche eine neue Orgel zu bauen, ohne für die Arbeit Lohn zu beanspruchen, „weil Frauenstein mein Vaterland!“

„Liedertafel“, gegründet 1854. Von Mai bis September alle zwei Wochen Marktsingen für die Urlauber, Auftritte zum fröhlichen Wecken am 1. Mai, zu Festveranstaltungen, vorm Wahllokal und anderswo.

„Löschangriff“ der Freiwilligen Feuerwehr Frauenstein. 66 Männer und Frauen insgesamt, vorbildlich beim vorbeugenden Brandschutz, zupackend auch bei anderen öffentlichen Angelegenheiten wie jüngst bei der Beseitigung verdorrter Bäume.

„Stromfix“ Günter Kempe (auf der Leiter), Betriebselektriker im VEB „Polypack“ mit Zusatzqualifizierung, stets schnell zur Stelle, wenn's irgendwo in der Stadt nicht brennt.



Ganze vier bis sechs Millimeter dünn sind die Bleche, aus denen hier in einem sowjetischen Werk Rohre geschweißt werden. Einmalig in der Weltpraxis bei Rohren für Erdgasleitungen, von denen eine einzige pro Jahr rund 40 Millionen Tonnen Gas zu transportieren hat – mehr Energie, als alle zur Zeit arbeitenden Wasserkraftwerke an der Angara und am Jenissej zusammen erzeugen. Denn das Gas wird unter gewaltigem Druck durch die Pipelines gepreßt, denen die Rohrwände standhalten müssen…

Kein Land der Welt transportiert in seinen unter- und überirdischen Magistralen mehr Kohlenwasserstoffe als die Sowjetunion. Noch vor fünfzehn Jahren hatten zwei Drittel der verlegten Rohre 72 Zentimeter Durchmesser, und durch sie strömte das Gas unter einem Druck von 56 Atmosphären. Dabei wurden rund zehn Milliarden Kubikmeter pro Jahr transportiert. Schon Anfang der 80er Jahre aber sind es 30 bis 35 Milliarden Kubikmeter gewesen, wobei die Kosten für den Gastransport – das Durchpumpen – sogar auf weniger als die Hälfte gefallen waren. Man setzte jetzt nämlich Rohre von anderthalb Meter Durchmesser und Drücke von 75 Atmosphären ein. Übrigens: Ohne diesen Übergang zu den neuen Rohren und Drücken hätte man drei- bis viermal mehr Rohrleitungen bauen müssen, um die gleiche Transportleistung zu erreichen.

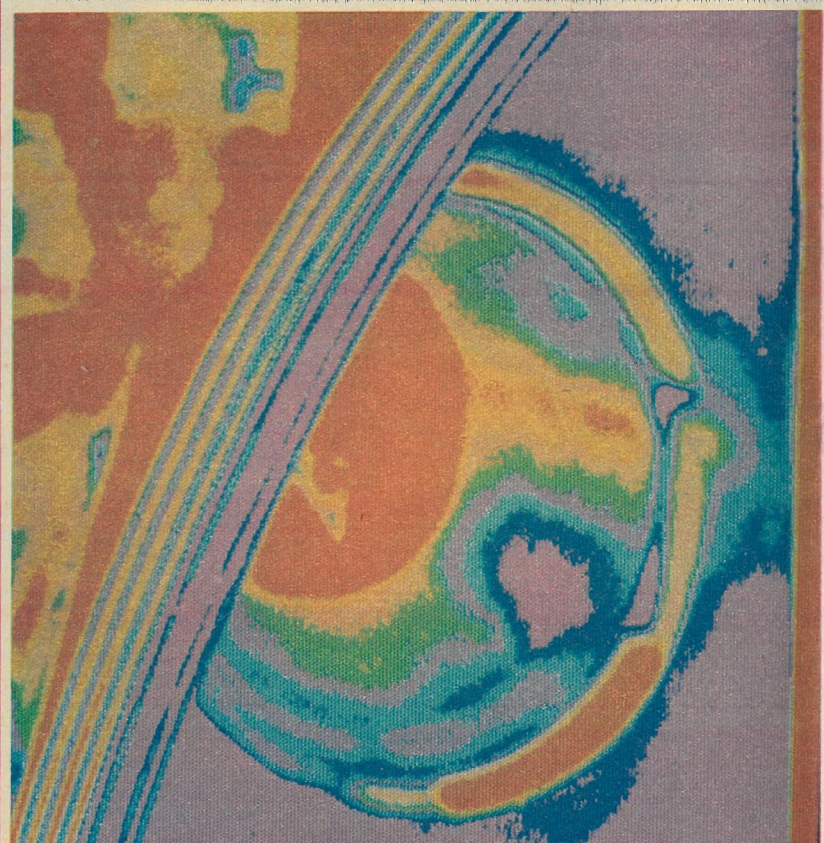
Damit jedoch schien eine Art Schallmauer erreicht. Eine weitere Vergrößerung des Rohrdurchmessers war illusorisch, weil sich dann die Schwierigkeiten vor allem beim Transport und der Verlegung sowie der Isolierung der Rohre extrem erhöhen würden. „Faktisch hätte man dann den ganzen Industriezweig völlig neu ausrüsten müssen“, sagten uns die Fachleute vom Paton-Schweißinstitut in Kiew.

Und wenn man den Druck noch weiter erhöht hätte? In der Tat, theoretischen Berechnungen zufolge müßte sich beim Übergang auf 120 Atmosphären (und auf −20 °C tiefgekühltes Gas) die Durchlaßfähigkeit der bisherigen Leitungen verdoppeln. Doch schon diese haben Belastungen von über 2000 Tonnen standzuhalten! Bei 100 bis 120 Atmosphären würden sich die Druckkräfte im Rohr nur hinter Stahlwänden von 35 Millimeter Stärke eindämmen lassen. Wobei noch teurer Niobstahl zum Einsatz kommen müßte. Und außerdem: Bei solch dicken Wänden würde sich das kleinste Leck in der Pipeline als Riß über Hunderte und Tausende Kilometer fortsetzen. Denn bei einem Riß fällt der Gasdruck, und dabei verringern sich auch die Spannungen im Metall. Nur wenn der Stahl – wie bei besonders hochwertigen Legierungen oder sehr dünnen Blechen – ausreichend geschmeidig ist, bleibt der Riß gewissermaßen darin stecken.

Hohe Drücke und dünne Wände – zwei schier unvereinbare Forderungen! Doch die Paton-Leute hatten ein Idee, die aus einer Konditorei stammen könnte: Die Rohre werden nicht mehr, wie bisher, aus einem Blech, sondern aus vielen Schichten dünnen Stahls gefertigt, die man – wie den Teig für einen Baumkuchen – auf einer Trommel abwickelt und dabei verschweißt. Das Computerfoto unten zeigt einen Teil des Rohrquerschnitts beim Verschweißen. Jeder Farbe entspricht eine bestimmte Temperatur.

Die Selbstkosten der Rohre sinken – trotz des höheren Energieaufwands fürs Schweißen – um etwa 20 Prozent. Hinzu kommt der ungeheuer hohe Effekt durch die gestiegene Zuverlässigkeit der Pipelines. Die Beherrschung dieser neuen Technologie hatte der britische Professor John Erikson nicht von ungefähr schon Anfang der 80er Jahre als „die möglicherweise wichtigste Errungenschaft der Sowjets“ auf dem Gebiet der weltweiten Röhrenproduktion bezeichnet.

Dr. D. Pätzold (Text)
I. Sidow (Fotos)



„Baumkuchen" aus Stahl

● Wörtlich

Ich gehöre zu den Leuten, die der Meinung sind, daß Gorbatschows Friedensinitiativen außerordentliche Bedeutung haben, und glaube, daß die Amerikaner unbedingt darauf antworten werden. Eine öffentliche Meinung wird sich bilden, die ohne Zweifel bei unserer Regierung Gehör finden wird.

Gregory Peck, USA, Schauspieler

● Zitiert

Schulen sollten Tore öffnen, doch jedes Jahr schließt sich bei uns die Tür für zwei Millionen Schüler – meist Arme oder Angehörige der Minderheiten –, die vorzeitig ausscheiden oder die Reihen der schreib- und leseunkundigen Absolventen verstärken.

„U.S. News & World Report", Washington

● Kurz berichtet

Der Bau der ersten Erdölleitung Kubas wird von kubanischen und sowjetischen Spezialisten in Angriff genommen. Die 200 Kilometer lange „Pipeline der Freundschaft" beginnt im Tankerhafen Matanzas und soll die Raffinerie „Nicos Lopez" von Havanna sowie die noch im Bau befindliche Großraffinerie bei Cienfuegos mit Rohöl versorgen.

Das Fahrrad erlebt auch in Ungarn eine Renaissance, weshalb man in den Csepel-Werken die Produktion ankurbelte: Heute verlassen jährlich 240 000 Drahtesel das Band im größten Fahrradhersteller des Landes.

Für 29 vom Aussterben bedrohte Tierarten ist in Nikaragua ein striktes Jagdverbot verhängt worden. Dazu gehören der Königsadler, der Jaguar, verschiedene Affen- und Schildkrötenarten sowie die als Delikatesse geschätzten Leguane.

Wissenschaftlern des Instituts für Chemie der Akademie der Wissenschaften der Moldauischen SSR ist es gelungen, Ersatzmittel für den teuren Riechstoff Ambra zu finden, der bisher aus dem Pottwal gewonnen wurde. Bei der Neuentwicklung handelt es sich um Stoffe aus Muskat-Salbei, worüber Moldawien in großen Mengen verfügt.

Ein neues Luftkissenschiff, das 50 Kilometer pro Stunde erreicht und 150 Passagieren Platz bietet, wird in Sosnowka im Ural gebaut. „Bargusin", getauft nach dem gleichnamigen Baikalwind, soll künftig einen beträchtlichen Teil des Fracht- und Personenverkehrs auf den Binnenwasserstraßen der UdSSR übernehmen.

Messe-Ernte

1987

NAHRUNGSMITTEL effektiv
PRODUZIEREN UND VERARBEITEN

Absatzleiter Dieter Polz (Foto oben) betreut bereits zum 41. Mal den Messestand des Kombinates Agrochemie Piesteritz. Als er nach Leipzig hinüber fuhr, begegnete er noch den Kombines, die ihre Runden zogen, das letzte Korn des verspäteten Erntesommers bargen. Da fühlte er mit, denn die Piesteritzer Agrochemiker sind seit eh und je enge Verbündete und wichtige Helfer nicht nur unserer landwirtschaftlichen Betriebe. Ihre vorgestellten Ergebnisse aus Forschung und Produktion beweisen das erneut, stehen sie doch ganz im Zeichen des diesjährigen Messemottos „Nahrungsmittel effektiv produzieren und verarbeiten".

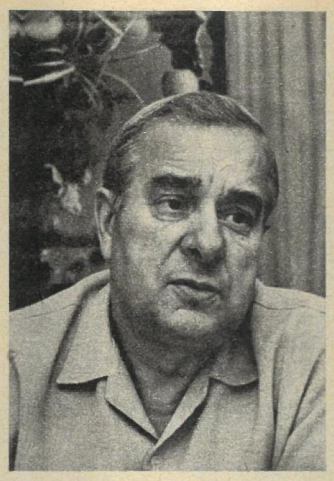
Bis 1990 soll in unserer Republik der durchschnittliche Hektarertrag bei Getreide von 47 Dezitonnen gesichert werden, das ist übrigens doppelt soviel wie im Gründungsjahr der Republik. Die Piesteritzer wissen, Ertragssteigerung ist ein gesamtgesellschaftliches Anliegen, und sie kennen ihre Verantwortung dabei. In den zurückliegenden vierzig Jahren wuchs mit den Erträgen auch der Verbrauch von Stickstoff-Düngemitteln.

„Künftig geht es", so beschreibt Dieter Polz das Messeangebot, „um eine bedarfsgerechtere und effektivere Düngung." Dem entsprechen die neuen Erzeugnisse, so die Palette der Flüssigdünger. Ihre Vorteile: Sie sind kombinationsfähig mit anderen Agrochemikalien, ersparen dem Anwender beim Ausbringen also Arbeitsgänge, sind exakter dosierbar und zudem schneller wirksam als Feststoffdünger.

Den Nutzen internationaler Kooperation belegt Dieter Polz mit einem Wort: Nitrifikationsintribitor. Uns Nichtchemikern gesteht er zu, daß uns dieses Wort nur schwer über die Lippen kommt und wir seinen Inhalt nicht erfassen. In wissenschaftlich-technischer Zusammenarbeit mit Partnereinrichtungen in der UdSSR gelang es dem Kombinat, damit ein internationales Spitzenerzeugnis auf den Markt zu bringen. Dieses Pulver, von dem die ersten Sendungen bereits in die UdSSR geliefert wurden, bewirkt, dem Dünger beigemengt, eine effektivere Aufnahme des Stickstoffs durch die Pflanze. Zum einen kann dadurch der Nährstoffeinsatz verringert, zum anderen die Übersättigung des Bodens mit Stickstoff reduziert werden. Neben der mit diesem Präparat beabsichtigten Ertragssteigerung leisten die Agrochemiker zugleich einen bedeutenden Beitrag zum Umweltschutz.

Messezeit ist – im übertragenen Sinne – auch immer Erntezeit für ertragreiche Arbeit. Rund 250 der Piesteritzer Produkte sind in fünfzig Ländern auf vier Kontinenten begehrt. Bei Dieter Polz hat sich schon die nächste Verhandlungsdelegation angesagt…

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Alfred Paszkowiak, Weisflog/ADN-ZB (Fotos)



Vitamin-Akkus für den Winter

Auskünfte für FREIE WELT gab Iwan Michailowitsch Tschernezow, stellvertretender Vorsitzender der „Moskauer freiwilligen Gesellschaft der Gartenfreunde".

Nehmen wir einmal an, ich wäre Moskauer und möchte Mitglied Ihrer Gesellschaft werden. Ließe sich das machen?

Natürlich! Sie zahlen einen Rubel Aufnahmegebühr und 50 Kopeken Jahresbeitrag. Einen Garten hätten Sie dann aber noch nicht.

Noch lange nicht?

Sie müßten sich, am besten über Ihren Betrieb, an den für Sie zuständigen örtlichen Rat wenden, der über die Verteilung des Bodens – in der UdSSR Staatseigentum – entscheidet. Dank der großzügigen Förderung durch Partei und Regierung entwickeln sich die Kleingartenanlagen verheißungsvoll. Daher: Lange währt die Wartezeit nicht. Die Rayonkomitees des Moskauer Gebietes sind angewiesen, unbewirtschaftete Flächen auszuweisen und für unsere Gartenfreunde bereitzustellen. Dieses Jahr stehen dafür 5000 Hektar zur Verfügung.

Wie kam es zur Gründung Ihrer Organisation?

Die „Moskauer freiwillige Gesellschaft der Gartenfreunde" ist 1980 ins Leben gerufen worden – übrigens standen die umfangreichen Erfahrungen des Verbandes der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter der DDR, mit dem wir sehr enge Beziehungen pflegen, dabei Pate. Bis dahin gab es Kleingartenkollektive, organisiert auf betrieblicher oder territorialer Ebene. Die Bildung einer übergreifenden Organisation wurde erforderlich, als der Bedarf an Kleingärten sprunghaft anstieg.

Wie erklären Sie sich diese Entwicklung?

Gewiß hängt sie mit der zunehmenden Bedeutung der aktiven Erholung, eines notwendigen körperlichen Ausgleichs immer leichter gewordener physischer Belastungen im Arbeitsprozeß zusammen. Etwas für die gesunde Lebensweise zu tun und sich zugleich mit Gemüse, Obst, Küchenkräutern und Blumen in bestimmtem Maße selbst zu versorgen, kam immer mehr in Mode. Gartenarbeit heißt abwechslungsvolle Tätigkeit in frischer Luft, heißt Umgang mit der Natur, ganz nahes Vertrautwerden mit dem, was wächst und gedeiht. Heißt also überhaupt, einen wesentlichen Teil seiner Freizeit sinnvoll zu verbringen.

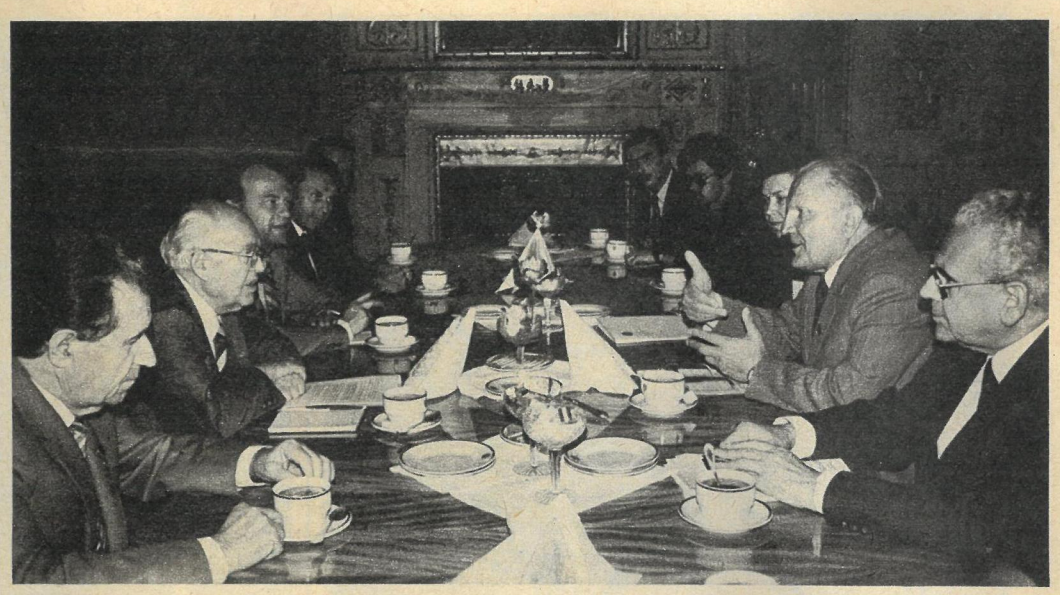
Welche Hilfe kann der Kleingärtner konkret von seiner Organisation erwarten?

Wir versorgen mit Pflanzgut und Samen, helfen bei der Erschließung neuer Flächen – Wegebau, Wasserversorgung, Elektroenergie. Wir kümmern uns um ein möglichst breites Angebot an standardisierten, kurzfristig lieferbaren Bungalows und Lauben, beschaffen Düngemittel und, was bei unseren Böden besonders wichtig ist, Torf: Der Jahresbedarf liegt zur Zeit bei 110 000 Tonnen, die zur Hebung der Bodenqualität dringend gebraucht werden. Wir organisieren auch Vorträge von Fachleuten für Gartenbau und führen jährlich Leistungsschauen und Ausstellungen durch. Hier haben wir gleichfalls von Ihrem Verband viele nützliche Anregungen übernehmen können.

Welche Trends gibt es bei der Bestellung von Saat- und Pflanzgut?

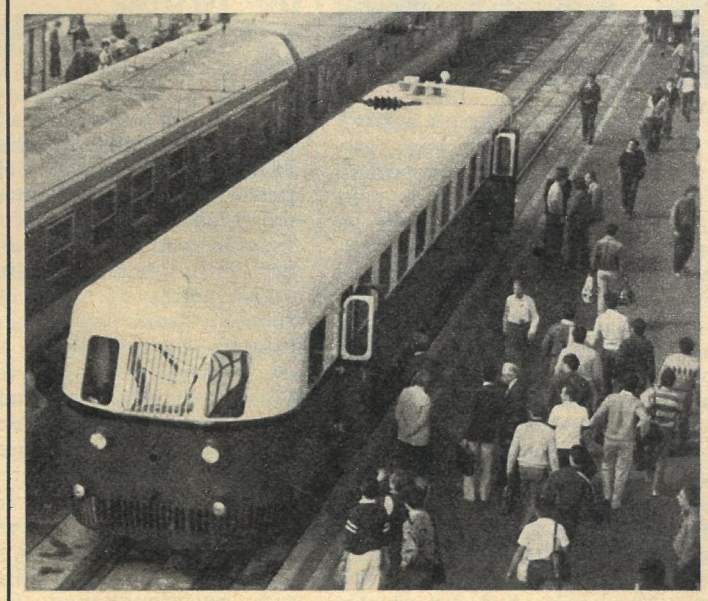
Bei den 250 000 Apfelbäumen, die unsere 353 000 Mitglieder für dieses Jahr bestellt haben, dominieren eindeutig Sommersorten. Der Grund: Besonders in Neubauten ist die Lagerkapazität für Herbst- und Winteräpfel sehr beschränkt. Erfreulicherweise setzen sich auch bei uns bis dato wenig populäre, aber sehr wertvolle Gemüsesorten wie Zucchini, Patisson und Auberginen immer stärker durch. Schwarze Johannisbeeren, die, eingezuckert konserviert, echte „Vitamin-Akkus" für den Winter sind, wurden in neuer Rekordzahl bestellt. Natürlich, zuerst will der neue Gartenbesitzer viel ausprobieren. Wir beraten dabei, meinen aber, daß jeder, der einen Garten übernimmt, damit Verantwortung für ein Stück Erde trägt, das er pfleglich zu behandeln hat.

Interview: Jürgen Geitner



Gesprächsrunde

Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, weilte kürzlich an der Spitze einer Delegation der Zentralen Parteikontrollkommission in Moskau. Während des mehrtägigen Erfahrungsaustausches in der sowjetischen Hauptstadt kam es zu einer Begegnung Erich Mückenbergers, Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, mit dem Vorsitzenden der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, August Woss. Im Mittelpunkt des Gesprächs (unser Foto), an dem auch der 1. Stellvertreter des Vorsitzenden des Präsidiums des Verbandes der sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland, Jewgeni Iwanow, teilnahm, stand die weitere Entwicklung und Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen den beiden Freundschaftsgesellschaften unserer Länder.

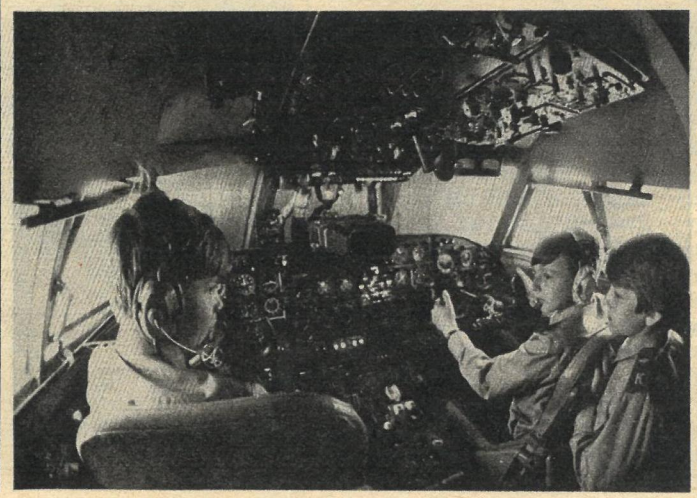


Nostalgiezug

Frisch restauriert stand jüngst der Expreß-Schienenbus „Árpád" auf den Gleisen des Budapester Westbahnhofs. Der Dieselmotor-Triebwagen – 62 Sitzplätze, 110 km/h Spitzengeschwindigkeit – war 1934 gebaut worden. Er bewältigte die Strecke Budapest–Wien in weniger als drei Stunden. Die erste Reise des wiedererstandenen technischen Denkmals wird abermals in die österreichische Hauptstadt führen. Später soll „Árpád" auf internationalen Routen wie auch in Ungarn selbst als Nostalgie-Zug verkehren.

Flugtraining

Am AN 24-Trainingsgerät simulieren Mitglieder des Klubs junger Flieger und Kosmonauten aus der kleinen Stadt Jegorjewsk bei Moskau einen Flug. Dem Klub liegen so viele Aufnahmeanträge vor, daß hohe Anforderungen gestellt werden: Jeder Bewerber muß ausgezeichnete Lernergebnisse vorweisen, Erfahrungen im Flugzeug-Modellbau haben und sich aktiv sportlich betätigen.



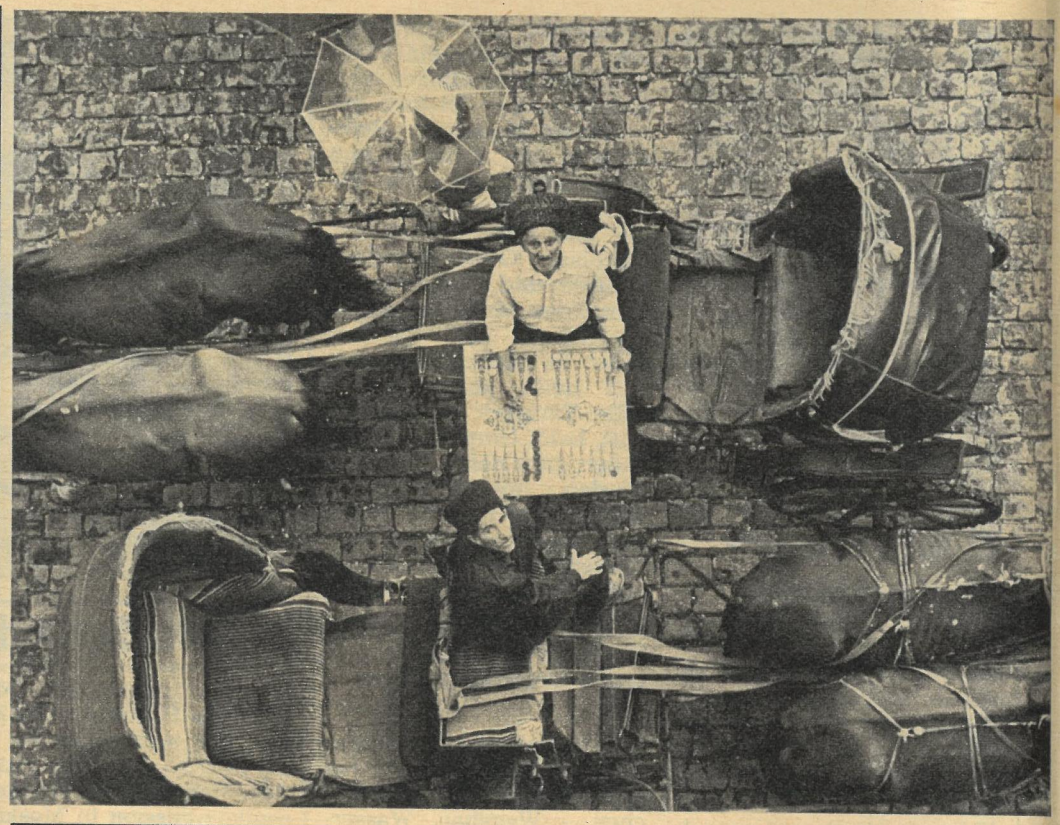
Fundsache

Ein einzigartiger Schatz aus dem 18. Jahrhundert wurde vor den Toren der estnischen Metropole Tallinn im Gebiet Klooga gefunden. Es handelt sich, wie unser Foto zeigt, vor allem um alte Silbermünzen. Insgesamt 4500 Stück.

Auf den Arm genommen

Die Machalitschews sind Weltmeister und wollen es auch nächstes Jahr wieder werden. Außerdem waren sie schon zweimal Europameister und auch Weltcupsieger. Was sie darbieten, ist im wahrsten Sinne des Wortes „akrobatisch“, und die fachgerechte Bezeichnung der Disziplin ihres sportlichen Metiers lautet „gemischte Paare“. Es gibt also auch „ungemischte“ – nur Männer oder nur Frauen. Im Fall Machalitschew ist er, Jewgeni, ein Recke: 1,80 Meter groß und 86 Kilogramm schwer. Was ihn auszeichnet: Er hat nicht nur starke Arme, sondern demonstriert mit Überschlägen am Boden auch eine beeindruckende Geschmeidigkeit. Die Frau, die er auf Händen trägt, ist nicht einmal die Hälfte von ihm. Swetlana, gute 40 Kilogramm schwer, vollführt auf seinem ausgestreckten rechten Arm Handstände in allen möglichen Variationen. Ihre Gewandtheit und Biegsamkeit lassen ihr keine Chance, die eigene Vergangenheit vergessen zu machen. Swetlana gehörte einmal, als „die Grosdowa“, zu den besten Turnerinnen der Welt, war in Montreal ’76 mit der sowjetischen Mannschaft Olympiasiegerin und kreierte auf dem Schwebebalken ein Element, das keine andere so beherrschte wie sie: freier Überschlag vorwärts in den Hockstand – wie eine Katze; man hörte es gar nicht, wenn sie auf dem nur zehn Zentimeter schmalen Grat aus Kiefern- und Hartholz landete. Als Swetlana aus, wie sie sagt, „Altersgründen“ dem Turnen Valet sagte, suchte sie sich etwas Neues. Sie konnte und wollte dem Sport nicht von heute auf morgen entsagen und wandte sich einer Disziplin zu, die sie schon immer beeindruckt hatte: der Akrobatik. Auf der Suche nach sportlicher Partnerschaft fand sie Jewgeni Machalitschew, der sie dann eines Tages nicht nur in den siebenten Himmel des Erfolges, sondern auch über die Schwelle des Hochzeitspalastes hob. Noch heute sind die Machalitschews sowohl als Ehepaar am heimischen Herd als auch im Rampenlicht der Sportakrobaten Sonderklasse. Alles, was sie zeigen, trägt den Stempel vollendeter Harmonie und perfekten Könnens. Die jetzt 28jährige Swetlana hatte von Anfang an, wenn Jewgeni sie auf den Arm nahm, nie ein Gefühl der Unsicherheit. Er trägt sie ja manchmal sogar auf beiden Händen – wenn sie in fast zweieinhalb Meter Höhe über dem Boden einen Überschlag riskiert und „verkehrt rum“ ihren Mann von oben beschaut…

Hans Richard Vollbrecht



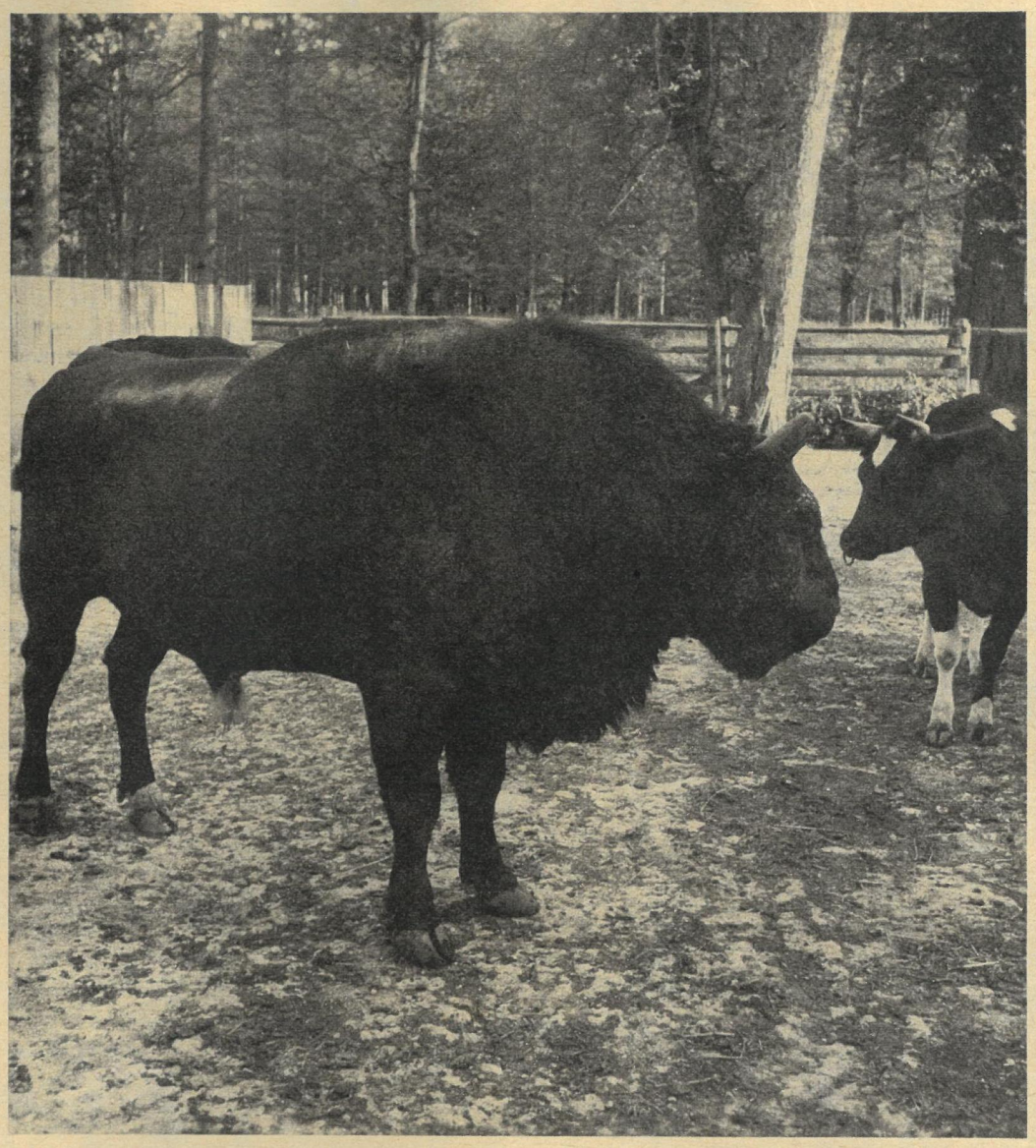
Ein Juwel der Krone

Den 80jährigen Gulam Chalilow kennt in Baku fast jeder. Ist er doch einer der wenigen Kutscher, die es in der aserbaidshanischen Hauptstadt noch gibt. Sein ganzer Stolz – ein Phaeton, ein leichter, offener Kutschierwagen; benannt nach dem Sohn des griechischen Sonnengottes, der sich vom Vater für einen Tag die Lenkung des Sonnenwagens erbat. Verstehen kann diesen Wunsch ein jeder von Chalilows Kunden, für die eine Stadtrundfahrt im schönen Phaeton ein unvergeßliches Erlebnis bleibt. Gulamu-Kischi, wie ihn die Bakuer nennen, hat eine Fülle großer und kleiner, amüsanter und nachdenklicher Geschichten über die alte Stadt am Kaspisee parat. Und er erzählt sie so, als kenne er jeden Stein der ehrwürdigen Festungsmauern und Paläste, Moscheen und Wachtürme, zu denen er seine Gäste führt, als sei er ständiger Zeuge des nun schon fünfzehn Jahrhunderte währenden Lebens der „Krone Aserbaidshans“ gewesen. Gulam Chalilow ist von früh bis spät auf großer Fahrt. Doch trifft er unterwegs auf einen Kollegen, bleibt für eine Partie des nationalen Brettspiels „Nard“ immer Zeit.

Der freiwillige Kompromiß

Anfang September, kurz nach der Zerschlagung des Kornilow-Putsches, schreibt Lenin einen Artikel, der am Erscheinungstag, dem 6. (19.) September, vom Autor selbst als „verspätete Gedanken" bezeichnet wird. Der Beitrag „Über Kompromisse" wird dennoch gedruckt, weil er eine hervorragende marxistische Einschätzung einer Situation darstellt, die nur für wenige Tage gedacht ist. Der Kornilow-Putsch hat für große Teile der Menschewiki und Sozialrevolutionäre ein weiteres Zusammengehen mit der Bourgeoisie in Frage gestellt. Lenin erkennt die Möglichkeit eines friedlichen Übergangs zur sozialistischen Revolution, doch diese Chance muß **sofort** genutzt werden. Ein Kompromiß muß angeboten werden. „Ein Kompromiß ist unsererseits die Rückkehr zu der Forderung, die wir bis zum Juli stellten: Alle Macht den Sowjets, eine den Sowjets verantwortliche Regierung aus Sozialrevolutionären und Menschewiki." Lenin wehrt jeden Gedanken ab, daß Kompromisse einen Verrat der Revolution bedeuten. Die Bolschewiki mußten oft „notwendige" Kompromisse eingehen, doch dieser sei ein „freiwilliger". Die Bolschewiki verzichten auf jeden Anspruch an der Regierungsbeteiligung sowie auf die Machtübernahme durch „revolutionäre Methoden des Kampfes". Voraussetzung ist: Die Sozialrevolutionäre und Menschewiki übernehmen allein die Regierung unter Ausschluß der konterrevolutionären bürgerlichen Parteien. Die Bolschewiki bestehen allerdings auf der Freiheit des agitatorischen Wirkens. Doch, „die friedliche Vorwärtsentwicklung der Revolution und das friedliche Austragen des Parteienkampfes innerhalb der Sowjets" – diese Möglichkeit wird von den Sozialrevolutionären und Menschewiki vertan. Die Erkenntnis ihrer Isolation in den Sowjets, die zunehmend von den Bolschewiki erobert werden, treibt Kerenski vollends in die Arme der Konterrevolution. „Die wenigen Tage, in deren Verlauf eine friedliche Entwicklung **noch** möglich war, sind wohl **auch** schon vorbei", konstatiert Lenin. Die Vorbereitungen zum gewaltsamen Sturz der Regierung gehen weiter.

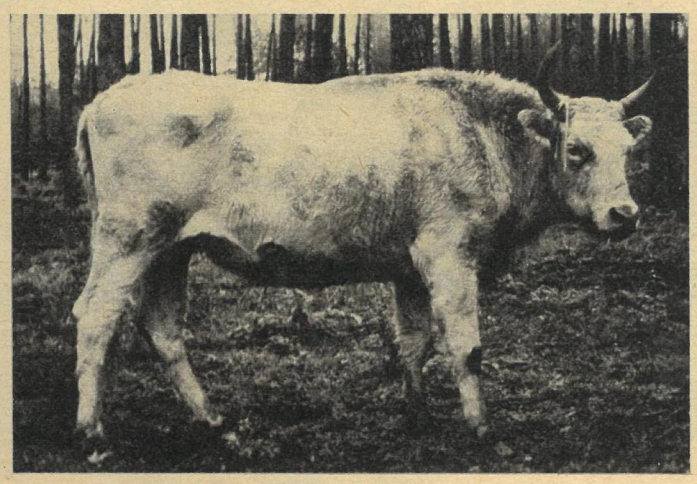
Hans Bergmann



Eine Kuh der Zukunft?

Zubroń – das bedeutet eine kühne Kreuzung zwischen Wisent und Hausrind (oben ein Tier der ersten, unten eines der zweiten Generation). Seit 1951 beschäftigt sich das Institut für Haustiergenetik der Polnischen Akademie der Wissenschaften mit dem Experiment; mehr als zweihundert Tiere dieser Zucht befinden sich heute auf Staatsgütern in verschiedenen Teilen des Landes. Erste Versuche unternahm Ende des 18. Jahrhunderts ein polnischer Gutsherr, die gesamte Dokumentation seiner Arbeiten blieb bis zur Gegenwart erhalten... Ein neuer „Genotypus" von Nutzrind soll entstehen, frohwüchsig, robust gegenüber Krankheiten, mit großer Körpermasse, dabei billig zu halten und zu ernähren. Nachkommen von wildem Wisent (polnisch Zubr) und schwarzbuntem Niederungsvieh, die ohne Stall und Kraftfutter gedeihen. Das Fleisch fettarm, eiweißreich, nahe an der Qualität des Wildbrets. Für das hochelastische Zubrońleder könnte sich die Industrie erwärmen, wenn es nur in ausreichenden Mengen erhältlich wäre. Dennoch: Ein ganzes Bündel Probleme bleibt zu lösen. So brauchen tragende Kühe besondere Aufsicht und Pflege; Geburten verlaufen oft sehr kompliziert. Um den Leistungsstandard zu wahren, muß das Erbteil reinblütiger Wisente ständig neu eingekreuzt werden. Milch vom Zubroń ist doppelt so eiweißhaltig wie beim Hausrind. Doch die Stieftöchter des Wildrinds zeigen wenig Neigung, eine melkende Menschenhand zu dulden. Das ungebärdige Temperament der Pfleglinge macht es den Betreuern schwer. „Vorsicht, Gefahr!" steht auf Tafeln vor den massiv umzäunten Freigehegen. Zubroń lassen sich nicht halftern oder anketten, ihre Gewandtheit ist den Riesenkräften dieser Tiere ebenbürtig. Im ersten Anlauf übersprang ein weibliches Exemplar von zehn Dezitonnen einen drei Meter hohen Zaun. Selbst das Schlachten erfordert da besondere Methoden... Womöglich interessieren sich die Spanier, seit langem unzufrieden mit dem mangelnden Kampfgeist ihrer Andalusischen Stiere, eines Tages für die Neuheit. Denn Zubroń-Bullen entfalten auf blitzgeschwinden Hufen eine Rauflust, die manchen hochgezüchteten Kampfstier wie ein harmloses Öchslein erscheinen läßt.

Elżbieta Lastra, Interpress



● Gut gesagt

Man muß sich immer dessen bewußt werden, daß aus vergangenen Zeiten nur ein Bruchteil von dem überdauerte, was damals geschaffen worden ist. Die Zeit ist ein unbarmherziger Prüfstein.

Zdeněk Košler, Prag
Dirigent
und Opernintendant

● Am Rande

Waldesluft oder Meeresbrise atmen seit kurzem die Werktätigen einer Textilfabrik in der sowjetischen Stadt Tschaikowski. Dazu wurde in ihre Klimaanlage ein in Perm entwickelter Duftstoffspender eingebaut. Die Klimaverbesserung wirkt der Müdigkeit entgegen und hebt das Allgemeinbefinden. – Es liegt was in der Luft...

● Persönliches

Rita Melikonjan ist die erste Frau Armeniens, die sich an das Konstruieren von Autos heranwagte. Gemeinsam mit ihrem Mann entwarf und baute sie innerhalb eines Jahres das originelle Modell ASSOL mit vorzüglichen aerodynamischen Eigenschaften.

6320 Gramm, also fast 3,5 Kilogramm Spinat verspeiste bei einem Wettbewerb im nordmährischen Havirov der Sieger Josef Peltzner. Diese Menge entsprach 19 vorgegebenen Portionen. Die 20. aber lehnte der wackere Vitamin-Konsument standhaft ab.

Peter Wutschkow, bulgarischer Schauspieler, sammelte im Laufe von 25 Jahren mehr als 150 wertvolle Uhren, die er auch reparieren kann. Seinem Hobby frönte er selbst im Sofioter Fernsehen mit der Quiz-Sendung „Nicht mehr als eine Minute".

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: A. Paszkowiak, K. Saizew, Kh. Friedrich, MTI/Pataki, ZB/TASS, TASS/Welikshanin, TASS/Scharifow (3), Interpress (2); Vignette: D. Schüler

Die Winzlinge rechts auf der Waage kommen aus Budapest. Die gleiche Menge Saatkartoffeln, für die bisher ein ganzer Lastkraftwagen herhalten mußte, schafft jetzt bequem eine Schubkarre weg. Forscher der wissenschaftlichen Produktionsvereinigung Meriklon in der ungarischen Hauptstadt entzogen den Erdäpfeln das Wasser und machten aus ihnen

Miniknollen mit Maxieffekt

Ein Beitrag von Sonnhild Kutschmar (Text)
und Peter Meißner (Fotos)

Miniknollen mit Maxieffekt

Als Gulliver auf die Zwergeninsel kam, bereitete er seinen winzigen Gastgebern große Sorgen. Ihre Speisen waren für ihn maximal Appetitshappen. So hätten auch die Kartöffelchen vor uns auf dem Tisch zur Not ein Löchlein in seinem Zahn gefüllt. Nun bin ich zwar nicht Gulliver, sehe aber recht skeptisch auf die vor mir liegenden Miniknollen. Wer soll sie schälen, wer essen? „Niemand", lautet die Antwort, „denn es sind Saatkartoffeln." Erleichtert atmet zwar die Hausfrau in mir auf, zugleich kommen eine Menge Fragen hoch: Warum sind sie so klein? Wozu ist das gut? Was wird daraus?

Dr. Ferenc Rudan, der agile Mittvierziger, lächelt. Sein Überraschungseffekt ist gelungen. Zudem ist der Stellvertretende Direktor für Forschung und Absatz des Budapester Betriebs Meriklon an solche Fragen gewöhnt. Bevor er aber erläutert, wieso in seinen Forschungslabors solche Perlenkartöffelchen entstanden, verrät er soviel: Aus jeder Miniknolle werden auf dem Feld später Pflanzen, die durchschnittlich jeweils zehn normal große Kartoffeln tragen.

Tausendlinge in Gläsern

1980 schlossen sich in Budapest zwei Forschungsinstitute, ein Außenhandelsunternehmen und fünf Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften zu der zwischenbetrieblichen Vereinigung Meriklon zusammen.

„Unser Ziel war es", so erklärt der Forschungschef, „mit Hilfe von biotechnologisch beeinflußten Pflanzen Saatgut in Größenordnungen herzustellen, wie es normalerweise durch Samen oder Stecklinge nicht möglich ist." Meriklon betrieb also von Anfang an keine züchterische Arbeit, sondern widmete sich der vegetativen Vermehrung, auch *in-vitro*-Vermehrung genannt. *in-vitro,* das heißt im Glas, lassen sich aus winzigen kleinen Pflanzenstückchen wieder ganze Pflanzen gewinnen. Lange Zeit wußte niemand mit der Erkenntnis, daß man unter bestimmten Umweltbedingungen aus einer pflanzlichen Zelle eine ganze Pflanze regenerieren kann, etwas anzufangen. Erst in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts suchten französische Biologen nach neuen Wegen, die begehrten exotischen Orchideen schnell und zahlreich zu vermehren. Sie machten sich die Fähigkeit der Pflanzenzellen zur Regeneration zunutze und ließen aus einer Orchidee Tausendlinge wachsen, alle gleichartig, gleichschön, identisch.

Meriklon praktizierte das gleiche Verfahren, nach dem 1982 weltweit sechzehn Millionen Zierpflanzen hergestellt wurden, zur Vermehrung von Gerbera, Nelken, Usambaraveilchen, Begonien, Anthurien...

In der Kartoffel-„Brutstätte" von Meriklon werden die Pflanzen bei 17 Grad Celsius aus Zellstückchen gezogen.

ELISA für die Gesundheit

„Und was hat das alles mit der Kartoffel zu tun?" wollten wir wissen. Dr. Rudan: „Ungarn importierte jährlich etwa 10 000 Tonnen Saatkartoffeln aus Holland. Dafür mußten wir ziemlich viel Devisen bezahlen. Warum, fragten wir uns, können wir das nicht selbst machen?" Also suchten die Forscher nach Wegen, große Mengen von Saatkartoffeln im eigenen Land herzustellen. Die schon beschriebene vegetative Vermehrung bot sich – nach einigen Irrwegen – an. Doch es gab ein weiteres Problem. Ungarn kaufte auch deshalb Saatkartoffeln aus dem Ausland, weil ein erneuter Wiederanbau, Nachbau in der Fachsprache, sich wegen der klimatischen Bedingungen als unvorteilhaft erwies. „Das heiße, trockene Klima an Donau und Theiß", so erläutert der Wissenschaftler, „begünstigt die Ausbreitung von Blattläusen. Sie übertragen Viruskrankheiten auf die Pflanzen. Das Kraut welkt dann vorzeitig, die Pflanze kümmert."

Nachdem Meriklon einen Weg zur Massenvermehrung von Saatkartoffeln gefunden hatte, mußte nun eine geeignete Methode zur Produktion virusfreien Pflanzenmaterials gesucht werden. Die „ELISA-Methode" bot sich an. Mit ihr können die Prüfer erkennen, ob eine Pflanze virusfrei ist oder nicht. Auf Antikörper und später auf Enzyme bringen sie Pflanzensaft. Aus einer mehr oder minder starken Farbreaktion können sie schließen, ob das Material vom Virus befallen ist oder nicht.

„Alte Sorten prüften wir, insgesamt 3000 Kartoffeln, bis wir endlich eine virusfreie fanden", erinnert sich Ferenc Rudan. Doch die Wissenschaftler bei Meriklon gaben sich mit massenvermehrtem und virusfreiem Pflanzenmaterial allein nicht zufrieden.

Wasser ist Verschwendung

Dr. Rudan erinnert daran, wie in der schweren Zeit nach dem Krieg Kartoffelschalen oder -stücke zur Aussaat verwendet wurden. Aus dieser Erfahrung läßt sich leicht ableiten, daß man nicht die ganze Normalkartoffel, die ja zu 80 bis 85 Prozent aus Wasser besteht, unbedingt zur Aussaat benötigt. Schlußfolgerung der Wissenschaftler: Das Wasser ist Verschwendung. Es muß heraus.

In den Forschungslabors am Rande von Budapest begannen die Wissenschaftler den ihnen bisher unbekannten biochemischen Prozeß der Knollenbildung zu studieren. Sie suchten einen Weg, die Knollen dazu zu bringen, auf das viele Wasser zu verzichten. Sie wandten neue Methoden der Biotechnologie an. Welche Methoden? Dr. Rudan antwortet: „Dieses Know-how behal-

Mit FREIE WELT im Gespräch: Dr. Ferenc Rudan, Stellvertretender Direktor für Forschung und Absatz von Meriklon.

ten wir für uns, denn Meriklon ist ein gewinnorientiertes Unternehmen. Unseren Gewinn erzielen wir aus dem Verkauf von Pflanzenmaterial und dem Verkauf unserer Technologie. Auch mit Ihrem Land stehen wir darüber gegenwärtig in Verhandlungen."

Als er mir von den Vorteilen der Miniknolle berichtet, liegt vor ihm auf dem Tisch eine etwa butterdosengroße Klarsichtverpackung mit rund 250 Perlkartoffeln. Diese Menge benötigt man etwa für 50 Quadratmeter Anbaufläche. Die gleiche Anzahl Normalkartoffeln für die gleiche Fläche haben wir für unser Foto auf den Seiten 16/17 mit Mühe und Not auf unsere Waage bekommen. Und der Unterschied liegt – wohlgemerkt – nur in der Wassermenge. Dr. Rudan: „Können Sie sich vorstellen, wieviel Transportkapazität und Lagerraum man durch unser Produkt einspart?" Vielleicht dazu noch ein Vergleich: Drei Tonnen normale Saatkartoffeln werden für einen Hektar Anbaufläche benötigt: drei Tonnen, das entspricht der Ladefähigkeit eines Lastkraftwagens vom Typ Robur. Die gleichfalls für einen Hektar benötigten 30 bis 50 Pakete Miniknollen aber kann man bequem in einer Schubkarre oder einem Handwagen wegfahren.

Und die Legemaschinen? Sie müssen doch umgerüstet werden! „Das stimmt natürlich", sagt Dr. Rudan, „aber die Kosten für das Umrüsten hat man in einem Jahr wieder herein. Wir haben es selbst probiert."

Nun hält es uns nicht mehr auf dem Stuhl im Chefzimmer. Wir wollen das Entstehen der Miniknollen selbst sehen.

Brutkästen für Kartoffeln

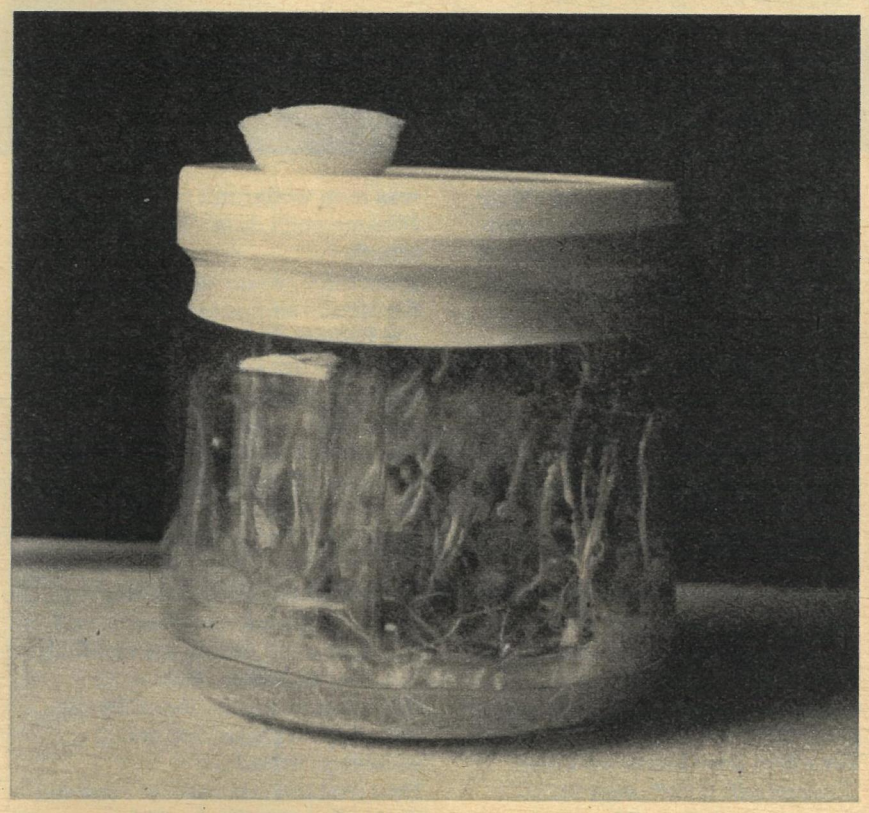
Aus dem Erdgeschoß scheppert es ganz gehörig. Frauen in weißen Kitteln säubern marmeladenglasgroße Behältnisse, die „Brutkästen" für die späteren Pflanzen. Die Unterhaltung wird zwar etwas schwierig, doch die einzelnen Stufen der wachsenden Liliput-Knollen sehen wir auch ohne viele Worte. In den Gläsern ist eine gallertartige gelbgrüne Masse, der Nährboden. Im Autoklaven werden Glas und Nährboden bei + 120 Grad Celsius keimfrei gemacht. Nach dem Sterilisieren kommen in die Gläser etwa 30 Pflanzenschnipsel, die aus Zellstücken gezogen worden sind. Dann gehen die Gläser für 30 Tage in den Anzuchtraum, wo sich bei + 17 Grad Celsius neue Kartoffelpflänzchen entwickeln. Sie sehen wie gelbgrüne Sprossen aus. Wenn sie etwa acht Zentimeter lang sind, kommen sie in die nächste Station, das Gewächshaus. Dicht an dicht ausgepflanzt, entwickeln sich daraus in den nächsten drei Monaten stattliche grüne Kartoffelpflanzen mit 2000 bis 4000 winzigen Knollen (je nach Sorte) pro Quadratmeter. Abgepackt zu je 50 Stück kann sie von Meriklon der inländische Kunde erstehen. Dem ausländischen Großverbraucher aber verkauft der Betrieb die Lizenz und damit das Geheimnis zur eigenen Produktion von Miniknollen. England und Dänemark waren die ersten Käufer. Die dänische Firma, die gute Beziehungen zu Entwicklungsländern in Asien und Afrika unterhält, wird die Lizenz nutzen, um die Kleinkartoffeln auch dort anbauen zu lassen. „Gerade für Afrika", sagt Ferenc Rudan, „bringen unsere platzsparenden Saatfrüchte große Vorteile, denn dort ist der Transport ein gewaltiges Problem."

In den Gläsern und Treibhäusern von Meriklon wachsen jährlich 800 000 vegetativvermehrte Zierpflanzen, Obstbaumunterlagen (das sind die Stämme, auf die Edelreiser aufgebracht werden) und auch Modepflanzen wie Bananen und Kiwi fürs Zimmer heran. Nur mit dem Wein hat man so seine Sorgen. Er sträubt sich etwas gegen die Massenvermehrung. Warum? Dr. Rudan: „Theoretisch ist jede Pflanze in der Lage, sich aus Teilen zu regenerieren, nur praktisch weiß sie es mitunter nicht. Hier ist noch viel Grundlagenforschung notwendig. Dazu gehört auch die Kenntnis der Faktoren, die die Regeneration der Pflanze aus der Zelle bewirken."

Die Insektenfalle

Unser Rundgang ist zu Ende, wir kehren in den zweistöckigen Bau zurück. In der zweiten Etage angelangt, sagt der Wissenschaftler und Stellvertretende Direktor: „Hier arbeiten wir an unserer Zukunft." Meriklon hat in der Zwischenzeit neun weitere Labors im ganzen Land eingerichtet und das wissenschaftliche Personal im Stammbetrieb geschult. „Wir wissen, daß diese neuen Labors in einigen Jahren unsere Konkurrenten sein werden. Also müssen wir uns etwas Neues einfallen lassen." Vor einiger Zeit, berichtet Dr. Rudan weiter, sei man auf eine neue, aussichtsreiche Forschungsrichtung gestoßen: den biologischen Pflanzenschutz mit Nematoden. Das sind winzige Fadenwürmer, in denen spezielle Bakterien leben können. Die Nematoden mieten sich als Parasiten in den schädlichen Insektenarten wie Kartoffelkäfern ein. So werden die Bakterien, die bald ihr verheerendes Werk für das Insekt beginnen, eingeschleust. Sie fressen es von innen auf. Doch Marienkäfer zum Beispiel lassen sie in Ruhe. In Australien bekämpft man schon auf diese Weise bestimmte Fliegenarten. Weil nachgewiesen worden ist, daß die Fadenwürmer ungefährlich für den Menschen sind, könnten sie, hofft Ferenc Rudan, im biologischen Pflanzenschutz zunehmend an Bedeutung gewinnen. Tuchfühlung mit den zuständigen ungarischen Behörden nahm Meriklon schon auf. Denn dort hat man einen Weg entdeckt, diese Nematoden in großen Mengen zu produzieren. In drei Jahren soll das Verfahren so ausgereift sein, daß die ungarischen Forscher es als Variante zum traditionellen chemischen Pflanzenschutz anbieten können. Bis dahin aber spielen die Miniknollen die erste Geige.

Foto auf Seite 16/17: Alfred Paszkowiak



In 30 Tagen haben die Pflanzen eine Höhe von etwa 8 Zentimetern und werden dann ins Gewächshaus umgesetzt.

Diese Kartoffelperlen werden als Musterknollen gepflanzt, und sie bringen bald darauf einen Ertrag von je etwa 10 Normalkartoffeln.

Sie fühlt sich von ihm enttäuscht. Hat sich wieder tagelang herumgetrieben, ungeachtet seines Versprechens. Er schwankt zwischen Trotz und Zweifel. Fast tut es ihm ein bißchen leid, daß er ihr erneut Kummer gemacht hat. Momentaufnahme aus einem „Kinderzimmer der Miliz" des Leningrader Oktober-Rayons...

Fotos: Anatoli Medwednikow

Nein, ein leichtes Brot ist das wirklich nicht, das sich Hauptmann der Miliz Tatjana Kurowa da gewählt hat. Genügend, die ihr abrieten, eine Arbeit in der Inspektion für gefährdete Minderjährige aufzunehmen, damals, als sie die Pädagogische Hochschule beendet hatte. Warum dieser anstrengende Dienst voller Unregelmäßigkeiten und Überraschungen sie dennoch magisch anzog, vermag sie bis heute nicht zu erklären. Furcht vor der Monotonie eines alltäglichen Berufes oder etwas Großes wie das Gefühl der Berufung? Sie zuckt die Schultern. Von beiden etwas vielleicht.

Zuerst lief alles sehr schwierig; es schien, als würden sich die Unkenrufe der wohlmeinenden Freunde bestätigen. Sie war ja gerade Anfang Zwanzig, als sie begann. Nicht viel älter als ihre Schutzbefohlenen. Und die besaßen oft mehr Lebenserfahrung als das junge Mädchen, die harten Lebenserfahrungen der Straße. Was Wunder, daß sie die neue Inspektorin des „Kinderzimmers der Miliz" nicht anerkannten und immer wieder versuchten, sie hinters Licht zu führen.

Zum Glück gab es Olga Dmitrijewa, jahrzehntelang schon in diesem Metier tätig. Behutsam und freundlich brachte sie der jungen Kollegin bei, was sie wußte. Wie man am besten mit Halbwüchsigen sprechen sollte, wie mit den Eltern verhandeln, wie mit der Schule. Sie lehrte Geduld und Beherrschung, Takt und Unnachgiebigkeit, strenge Forderungen zu stellen und gleichzeitig feinfühlig zu reagieren. Vor allem aber lehrte sie Güte.

„Gerade mit Güte", sagt Milizhauptmann Tatjana Kurowa nunmehr aus vielfachem eigenen Erleben, „erreicht man nicht selten, was man weder mit metallscharfer Stimme noch durch Bestrafung schafft."

Manchmal, wenn sie am liebsten die Hände sinken lassen möchte vor Hilflosigkeit, weil wieder einmal einer der ihr Anvertrauten versagt hat, zieht sie Briefe aus der Schublade, Briefe von „Ehemaligen", die einst als schwierig galten, denen sie Monate und Jahre widmete, die nun herangewachsen sind. Da schreibt zum Beispiel einer, der seinen Wehrdienst bei der Armee leistet: „Was von Herzen kommt, erreicht auch das Herz. Ich erinnere mich daran, wieviel Mühe Sie mit mir hatten. Haben Sie Dank! Ich wünsche Ihnen Erfolg, Tatjana Jewgenjewna, bei ihrer schweren Arbeit..."

Und jetzt liegt da also die Akte mit der Aufschrift „Sache Alexander K." vor ihr auf dem Schreibtisch. Sache? Nun ja, so heißt das

SCHWERES BROT

eben in der Amtssprache. Sie kennt diesen Sascha ziemlich genau. War schon einmal bei ihr wegen eines kleinen Diebstahls. Es werde nie wieder vorkommen, hatte er hoch und heilig geschworen und die Angelegenheit durch Arbeit wiedergutgemacht. Hat geschickte Hände, der Bursche, sie konnte ihn beobachten, als er am Kofferradio eines Freundes herumbastelte. Schön, wenn eines Tages ein tüchtiger, disziplinierter Facharbeiter aus ihm würde, wie sie an allen Ecken und Enden gebraucht werden. Und nun das! Tagelang die Schule geschwänzt, irgendwo herumgetrieben, wer weiß, was er noch angestellt hat…

Auf Saschas Eltern als Bundesgenossen ist leider nicht viel Verlaß. Sie wird die Komsomolgruppe der nahe gelegenen Ingenieurhochschule für Eisenbahntransport um Unterstützung bitten. Über fast jeden der in ihrem Bereich erfaßten fünfzig schwererziehbaren Kinder und Jugendlichen hat ein Student die Patenschaft übernommen, das hat sich in einigen Fällen ganz gut bewährt. Und wenn sich Sascha wirklich Mühe gibt, könnte man überlegen, ob man ihn das nächste Mal zu dem Ferienaufenthalt mitnimmt, den die Rayonverwaltung des Inneren alljährlich organisiert. – Streifen, Überprüfungen, Sitzungen, Hausbesuche, Dienst bis spät in die Nacht, da bleibt wenig für den eigenen Haushalt, die eigene Familie. Zuweilen, wenn sie beim Gang über den Hof ihres Wohnviertels das Söhnchen beim Spielen trifft, fragt sie sich, ob sie nicht zuviel Zeit für fremde Probleme und fremde Schicksale aufwende. Doch dieser Gedanke vergeht, wie er gekommen ist.

Text: Fritz Jahn (nach Informationen der „Leningrader Prawda“)

Ein von zwitschernden Drehflügeln bewegter Helikopter Mi-2 hat ein waghalsiges Männerquintett im Schlepp (unser ganzseitiges Foto). Tollkühne Fallschirmspringer, die sich schließlich von den Trossen lösen und an ihren seidenbauschigen Sportgeräten zur Erde schweben.

750 Flugsportler ehren auf eigene Art den Roten Oktober. Ein Tusch am Firmament. Die Akkorde mischen sich aus dem Brummen, Dröhnen, Heulen und Pfeifen Dutzender Flugzeuge. Tag der sowjetischen Luftflotte auf dem Moskauer Flughafen Tuschino.

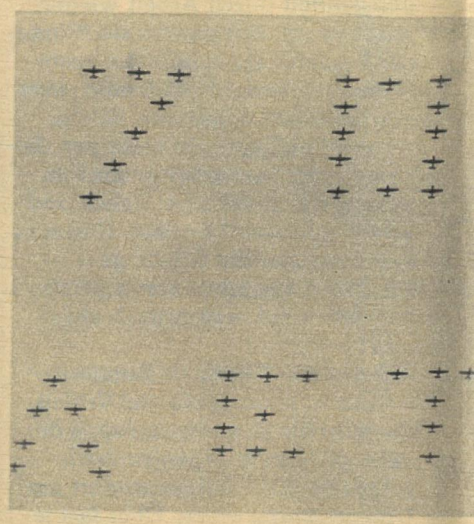
Die Ouvertüre – eine Staffel propellergetriebener einmotoriger Jak-52 schickt ihr kräftiges Motorlied voraus. Dann nähern sich 41 Kunstflugmaschinen in fast zentimetergenauer Paradefigur. Hoch am Himmel die Worte „70 Jahre“, gebildet aus silbernen Flugzeugrümpfen und -tragflächen. Sieben Eindecker formen die Ziffer Sieben, ein Dutzend die Zahl Null dazu. Zweiundzwanzig lesen sich als die kyrillischen Buchstaben „LET“, zu

deutsch „Jahre“. Demonstrieren so gleichermaßen Präzision und Zuverlässigkeit der Flugapparate wie fliegerisches Können der Frauen und Männer in den Kanzeln. Eine optische Laudatio auch für den wohl vielseitigsten Konstrukteur der sowjetischen Luftfahrtgeschichte, Alexander Jakowlew. Legion die Zahl der mit seinen „Jaks“ erkämpften Weltmeistertitel im Kunstfliegen…

Sensationell die Leistung Wassili Posdnjakows. Dem bleibt für seinen Absprung aus 50 Meter Höhe nicht mehr als eine einzige Sekunde, in der sich sein Fallschirm entfalten und er wohlbehalten landen muß!

Als Geburtsstunde des sowjetischen Flugwesens gilt übrigens der dritte Tag nach dem historischen Schuß der „Aurora“: Am 10. November 1917 konstituierte sich in Petrograd auf Weisung Lenins das Büro der Kommissare der Fliegerei und Luftschiffahrt. Über 200 Dokumente zu Fragen der Luftfahrt aus den Jahren 1918 bis 1920 tragen Lenins Unterschrift.

K. Hurrelmann (Text)
A. Swarzewitsch (Fotos)



Tusch in Tuschino

Wie man zum Sünder wird

Parken. Die meisten Autofahrten beginnen damit, daß dieser verkehrsrechtliche Zustand beendet wird. Und sie enden damit, daß er wiederhergestellt wird. Die Mehrzahl privater Verkehrsmittel verbringt mit Parken die längste Zeit ihres Daseins! Ruhender Verkehr...

Allzuoft ist er Anlaß, jemanden aus der Ruhe zu bringen. Außenstehende möchten kaum glauben, wie sehr sich gerade darauf die im § 1 der Straßenverkehrsordnung fixierte Grundregel unseres Miteinander auf den Verkehrsflächen anwenden läßt:

Verantwortungsbewußtsein, Disziplin, Vorsicht und gegenseitige Rücksichtnahme.

Die steigende Verkehrsdichte hat uns vor Zwänge gestellt, die ganz eindeutig in der seit dem 1. Juli in Kraft getretenen neugefaßten StVO beschrieben sind. Hand aufs Herz – verhält sich schon jeder Fahrzeugführer so, wie es im § 23 festgelegt ist? Allenthalben muß man beobachten, daß Fortbewegung keineswegs Voraussetzung für eine Verkehrssünde ist. Man sündigt auch im Stillstand... Was vordem als Kavaliersdelikt galt, ist nunmehr einwandfrei als Verstoß definiert.

Das Gebot ist völlig eindeutig: „Fahrzeugführer sollen beim Halten und Parken die Verkehrsfläche so raumsparend nutzen, daß die Abstände/Zwischenräume zu anderen Fahrzeugen, Gegenständen oder Baulichkeiten so gering wie möglich gehalten werden." Wer das nicht tut, begeht folglich eine Parksünde. Ja, auch dann, wenn er sein Fahrzeug dort abgestellt hat, wo das erlaubt ist. Auf das WIE kommt es an. Es muß so geschehen, daß kein Platz verschenkt wird. Um es ganz deutlich zu sagen: daß kein Platz gestohlen wird! Denn das ist noch viel zu oft der Fall. Jedoch – es ist eben kein leichter Fall mehr.

Klaus

Eigenbau und Gesetz

„mobile" stellte schon des öfteren Konstruktionen sowjetischer Auto-Eigenbauer vor. Sie fallen durch ihre Formgebung auf, oft aber auch durch Innenausstattung und zusätzliche Ausrüstung. Da gibt es Bordcomputer, die den Kraftstoffverbrauch optimieren oder verhindern, daß der Chauffeur Geschwindigkeitsbegrenzungen mißachtet. Die sowjetische Fachzeitschrift „Sa ruljom" machte jüngst ihre Leser mit den gesetzlich verbindlichen technischen Bestimmungen für solche Schöpfungen bekannt. Dieser anspruchsvolle technische Sport ist in der UdSSR weit verbreitet, seine Anhänger sind in entsprechenden Klubs organisiert und veranstalten häufig von breitester Öffentlichkeit aufmerksam verfolgte Rallyes mit den neuesten Kreationen. Eigenbau-Automobile dürfen maximal 5 Plätze haben (bei Kleintransporterausführung sieben). Für ihre Herstellung können Aggregate, Baugruppen und Teile von Serien-Personenfahrzeugen verwendet werden – außer Karosserieteile. Die Montage von Typen-Pkw aus Ersatzteilen ist verboten. Für die Grundabmessungen der Eigenbau-Vehikel werden folgende Maximal-Normen genannt: Länge – 4700 mm; Breite – 1800 mm. Die Spurbreite muß mindestens 1100 mm betragen, der Achsstand 1000 mm. Die spezifische Leistung des Motors pro Tonne vollständiger Masse (darunter wird die Masse des voll ausgerüste-

Die Attraktion – der neue SAPO

Wo AVTOEXPORT den neuen sowjetischen Kleinwagen SAS-1102 ausstellt, ist er Publikumsmagnet. Auf der Internationalen Messe in Poznań – unsere Aufnahmen waren erst nach energischer „Abriegelung" des Standes möglich – stahl er sogar den beiden WAS-2108 SAMARA etwas die Schau. Flott in der Erscheinung, rationell angelegt, mit hoher Heckklappe. Ähnlich wie bei Kombis ist die Fondbank umlegbar. Das konzentrierte Frontantriebsaggregat aus nach hinten geneigt stehendem Leichtmetall-Quermotor und miniaturisiertem Fünfgang(!)getriebe läßt über dem linken Federdom noch Platz für das

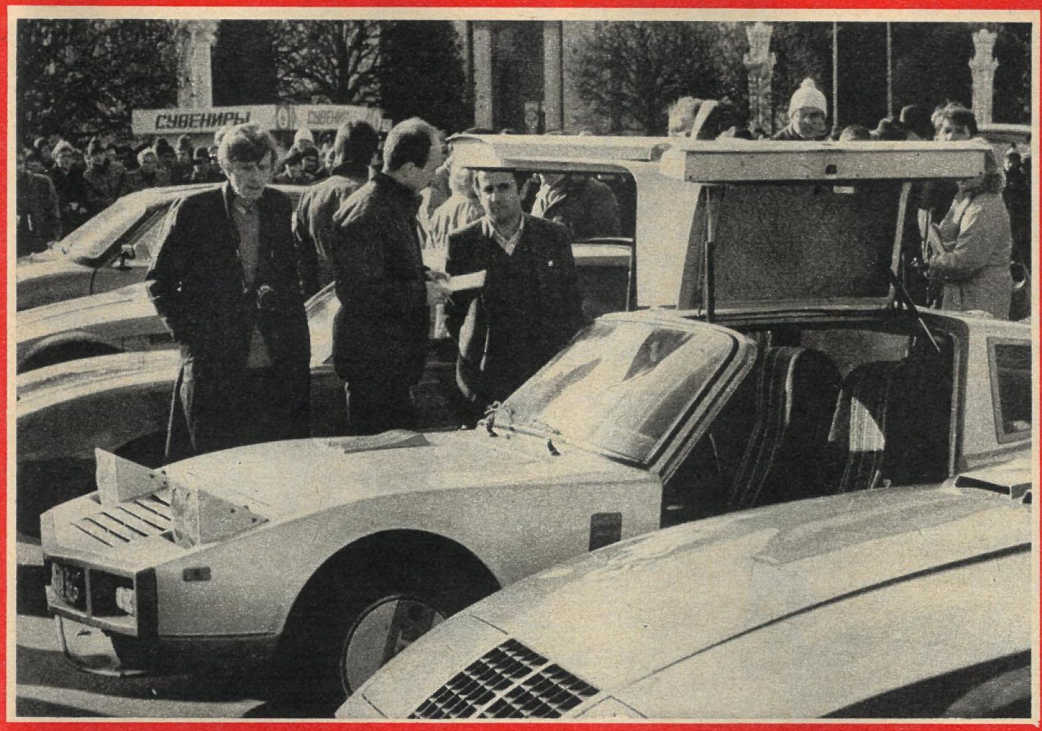
Ersatzrad (bei entsprechend massearm gestalteter Felge!). Mit besten Sichtverhältnissen für Fahrer und Mitfahrende scheint der neue Saporoshez alles aufzuweisen, was einen modernen 1100er attraktiv macht. 40 kW (54 PS) leistet der flüssigkeitsgekühlte Vierzylinder mit obenliegender Nockenwelle, Zahnriemen, elektronischer Zündung, Elektrolüfter und Zentralstecker für die Diagnose. Nur 710 kg beträgt die Fahrzeugleermasse. 147 km/h sind Spitze. Wem solche Technik-Daten wenig sagen, den beeindrucken gewiß die Metallic-Lackierung, der von innen verstellbare Außenspiegel, die beheizbare Heckscheibe mit großem Wischer und andere Merkmale, zu denen nicht zuletzt die Geräumigkeit – vor allem in der Breite – gehört. Noch 1987 laufen die ersten fünftausend SAS-1102 vom Band. Der Produktionsplan für 1990 sieht 150 000 Einheiten vor. Bis dahin soll der derzeitige Kraftstoff-Normverbrauch – 4,6 l/100 km bei 90 km/h und 6,9 l/100 km im Stadtzyklus – noch um 0,5 bis 1,0 l/100 gesenkt werden.

SHK

Wer gut ölt ...?

Beim Ölwechsel am LADA darf die Menge von 3,8 Liter für den Motor nicht überschritten werden, etwa durch „aufrunden" auf vier Liter. Darauf ist auch beim Nachfüllen zu achten! Sonst kommt es zu erhöhter Öldampfentwicklung, die das Luftfilter benetzen könnte. Die Folge wäre ein starkes Ansteigen des Luftfilterwiderstandes und damit des Kraftstoffverbrauchs. Für die Lebensdauer von LADA-Motoren ist entscheidend, daß mit dem Ölwechsel nach jeweils 10 000 km auch das Ölfilter gewechselt wird. Dessen Verschmutzungsgrad ist mit dem Auge nicht erkennbar. Das Filter läßt sich mit keinem Lösungsmittel auswaschen.

L. L.

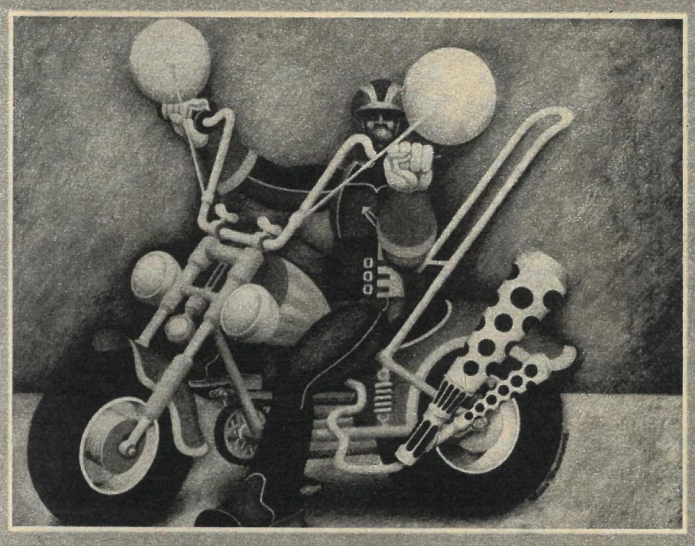


ten Fahrzeugs plus die der Fahrgäste und des Gepäcks verstanden) darf nicht mehr als 50 PS betragen und nicht unter 24 PS liegen. Die Masse eines Passagiers wird mit 70 kg angenommen. Auch für die Karosserie gibt es genau einzuhaltende Forderungen. So darf die vom Fahrer nicht einzusehende Zone vor dem Fahrzeug nicht über 6 m lang sein. Scharniere dürfen nicht mehr als 30 mm, Außengriffe nicht über 40 mm aus der Karosserieoberfläche herausragen. Bremsen, Lenkung und möglichst auch die Vorderradaufhängung sollen von Serienfahrzeugen stammen. Zwei unabhängig voneinander wirkende Bremssysteme sind Gesetz. Das Armaturenbrett muß als Minimalausstattung aufweisen: Tachometer, Zündschloß, Beleuchtungs- und Blinkschalter. Unerläßlich ist die Ausstattung mit Sicherheitsgurten entsprechend der Staatlichen Normative (GOST). Die Registrierung derartiger Fahrzeuge erfolgt durch die Staatliche Autoinspektion (GAI) auf Empfehlung einer Sektion der Gesellschaft der Automobilisten, die etwa dem ADMV der DDR entspricht. Nach Prüfung dieser Expertise kann die Genehmigung zur Teilnahme am öffentlichen Straßenverkehr erteilt werden. Aus allem geht hervor, daß Eigenbaufahrzeuge genauso betriebs- und verkehrssicher sein müssen wie Serienfahrzeuge. Sie dürfen jedoch in keinem Fall Kopie eines industriell hergestellten Typs sein. Die erfüllte Forderung nach Originalität ist Grundvoraussetzung für die Registrierung. Auch Camping-Fahrzeuge und -anhänger zu bauen ist gestattet.

Zu den Fotos: ① Am Start einer Rallye von Eigenbaufahrzeugen. ② Michail Jakschin, Dreher aus der ukrainischen Stadt Nowaja Kachowka, verbraucht mit seinem Mini-Krad auf dem Weg zur Arbeit und zurück 0,5 l auf 30 Kilometer. ③ Die Leningrader Amateur-Konstrukteure Gennadi Chainow und Dmitri Parfjonow sind durch ihre schnittigen Modelle weit über die Grenzen des Landes bekannt. Ihre Knobeleien führen zu wertvollen Rückkopplungen mit der Kfz-Industrie.

Willi Heinrich

Fotos: Detlev Steinberg, Siegfried H. Karbaum, Volkmar Billeb (2), A. Schogin, G. Kaletschjan, Repro Redaktion: Klaus Hurrelmann

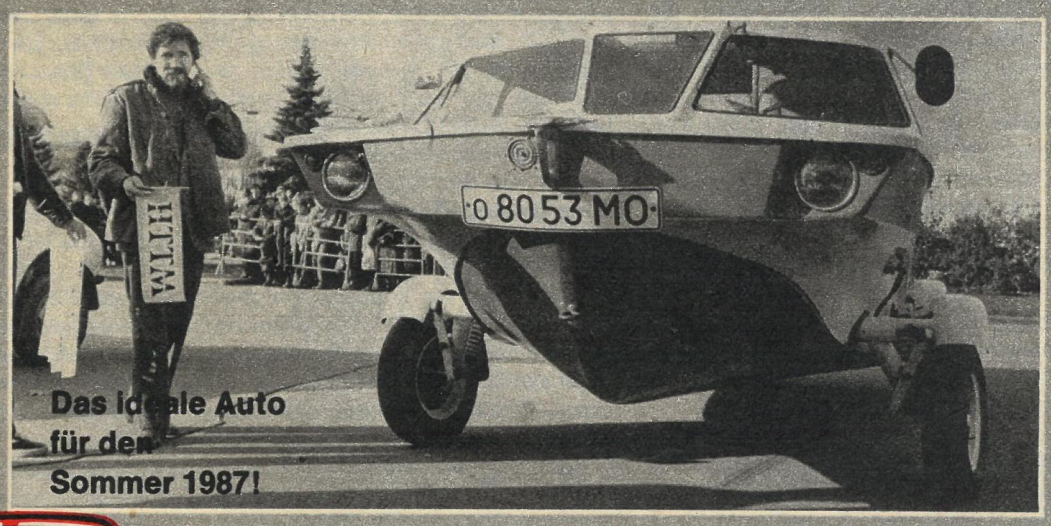


PS-Poster

Der Staatliche Kunsthandel der DDR brachte in seinem Poster-Programm binnen zehn Jahren etwa 500 dieser Druckkunstwerke heraus. Man spricht heute sogar vom „Medium Poster". Bemerkenswert, daß Klaus Vonderwerths Motorradfahrer mit 25 440 Exemplaren das Spitzenverkaufsergebnis unter diesen Kunstblättern für den Alltag erzielte!

LKW-Parkplatz

Bei Budapest entstand ein internationaler Parkplatz für Fahrzeuge des grenzüberschreitenden Güterkraftverkehrs. Er liegt an der Auffahrt zur Autobahn M 5, erhält aber auch Anschluß zur im Bau befindlichen Umgehungsstraße M 0. Er bietet Stellfläche für 200 bis 400 Lastzüge und Nutzfahrzeuge. Die Kraftfahrer finden hier u. a. Telefon, Telex, Restaurant, Büffet, Waschräume und natürlich eine Tankstelle. Die Parkgebühr je Lastzug beträgt 250 Forint für 24 Stunden. Ungarn wird jährlich von über 200 000 LKW- und Sattelzügen durchfahren. SHK



Das ideale Auto für den Sommer 1987!

Reisetip: Krumme Straßen sind oft die kürzesten.

Balyberdin und Myslowski bilden die Spitzengruppe der Expedition. Die übrigen Bergsteiger verteilen sich auf mehrere Lager (Lager I bis V), die sie auf dem Weg zum Gipfel eingerichtet haben. Nach einem festgelegten Plan rücken sie mit der Ausrüstung zur Kuppe des Giganten nach. (Die Red.)

Am Morgen des 1. Mai beschließen Myslowski und Balyberdin nach kurzer Beratung, wie folgt vorzugehen: Myslowski soll den gestern unterhalb des Lagers zurückgelassenen Rucksack holen, während Balyberdin die Route oberhalb von Lager IV versichern will, damit der Tagesplan auch eingehalten werden kann. Und so handeln sie dann auch.

Bis zum Abend fixiert Balyberdin die Seile allein, mit Selbstsicherung. Scharfe und lange Schneegrate wechseln mit senkrechten Felswänden ab.

Myslowski hatte den am Vortag zurückgelassenen Rucksack, den Sauerstoff und einiges von dem, was der zurückgekehrte Nawang nicht mehr hatte mitschleppen können, aufgenommen und war mit dieser schweren Last gut vorangekommen. Bis zum Lager IV blieb nur noch ein kleines Stück. Alles geschah völlig unerwartet, im Handumdrehen: Seine Füße verloren den Halt, er rutschte auf einem Felsvorsprung ab und schaukelte plötzlich wie ein Pendel in der Luft. Die Selbstsicherung war zu lang, und der überschwere Rucksack zog ihn nach hinten. Myslowski hing horizontal im Seil, mit dem Rücken nach unten. Der eine Fuß steckte in der Schlinge. Der Versuch, ihn herauszuziehen und sich senkrecht zu stellen, mißlang. Der Rucksack drückte ihm mit dem Gürtelriemen die Luft ab. Myslowski probierte, ihn am Seil zu befestigen – ohne Erfolg. Die Kräfte verließen ihn, plötzlich spürte er, daß ihm das Atmen immer schwerer wurde.

„Da begriff ich: Der Sauerstoff ist ausgegangen", erzählte Myslowski später. „Noch eine Weile, und ich verliere das Bewußtsein. Und dann ist alles vorbei. Ich bleibe an diesem Seil hängen, bis ich erfriere."

Myslowski zog die Handschuhe aus und versuchte, die Reserveflasche anzuschließen – vergeblich. Er wollte sich die jetzt überflüssig gewordene Maske vom Gesicht reißen, doch der Helm hinderte ihn daran. Er öffnete den Gürtelriemen, ließ den Rucksack auf den Unterarm gleiten, konnte ihn aber nicht halten, der Rucksack stürzte in den Abgrund und zusammen mit ihm Reservehandschuhe, Seile, Haken, Steigeisen, Sauerstoff, auch die Wimpel, die ihnen der Expeditionsleiter vor dem Aufstieg zum Gipfelsturm feierlich ausgehändigt hatte.

Nachdem Myslowski sich die Maske vom Gesicht gerissen hatte, bekam er nur noch mit Mühe Luft. Den erbitterten Kampf mit dem Rucksack hatte er verloren. Dennoch gelang es ihm, sich aus der kritischen Lage zu befreien. Er krallte sich mit bloßen Händen in kaum sichtbare Risse und schob sich langsam nach oben. Als er abends im Zelt lag, spürte er, daß er sich leichte Erfrierungen an den Händen zugezogen hatte. So trübe endete für das Spitzenduo der Expedition dieser Feiertag.

2. Mai. Balyberdin hat aus dem Zeltsack einen Tragbeutel für Myslowski hergestellt. Er überläßt diesem seinen eigenen Sauerstoff und seine Maske. Jeder nimmt drei Seile, und so ziehen sie los, um die Route oberhalb von Lager IV zu versichern. Ohne besondere Mühe spannen sie zwei Seile, kommen dann aber an einen äußerst schwierigen Abschnitt. Es fängt an zu schneien, das Gehen wird zur Qual. Balyberdin arbeitet sich unter einem überhängenden Felsstück voran; bis zu dessen oberem Rand ist's nicht mehr weit, da fliegt ein Haken heraus. Ein paar Meter rutscht Balyberdin nach unten, kann sich aber halten. Als er sich von dem Schreck erholt hat, klettert er wieder nach oben. Schließlich ist die Wand bewältigt. In diesem Moment hören sie, völlig unerwartet, eine Stimme und erblicken Berschow. Wäre auf dem Grat ein „Schneemensch" aufgetaucht, sie hätten sich vermutlich weniger gewundert. Die Gruppe Iwanow hat den geplanten Aufstieg zum Lager IV geschafft. Während sich die Jungs im Zelt ausruhen, hat Berschow seine Last bis zu der Stelle geschleppt, wo sich das Spitzenduo befindet. Außer Sauerstoff bringt er eine Reservemaske mit. Doch Balyberdin will den Gipfel noch immer ohne Sauerstoff bezwingen.

Berschow steigt bald wieder ab. Er muß sich beeilen, um im Lager III übernachten zu können. Balyberdin und Myslowski aber präparieren die Route weiter. Sie fixieren noch zwei Seile und steigen ein mit einer dünnen Schnee- und Eisschicht bedecktes, steiles, enges Couloir (rinnenförmige Vertiefung) hinauf. Es beginnen brüchige, buchstäblich morsche Felsen. Balyberdin, der an diesem Tag den Helm nicht aufgesetzt hat, fällt ein Stein auf den Kopf. Minutenlang hält er wie betäubt von dem Schmerz inne, ehe er sich wieder in Bewegung setzt.

Noch zwei Seillängen legen sie zurück und gelangen dann auf eine verhältnismäßig ebene Fläche im obersten Teil des Pfeilers. Von hier sind es bis zum Westgrat des Everest nicht mehr als zweihundert Meter. Höhe 8500 Meter. Hier kann man das Lager V aufschlagen. Myslowski und Balyberdin lassen die Ausrüstung zurück und steigen zum Übernachten ins Lager IV ab, erreichen es ziemlich spät und können sich erst zu vorgerückter Stunde in 8250 Meter Höhe schlafen legen.

3. Mai. Am Morgen treffen sie lange Vorbereitungen. Es ist schwierig, das gesamte Gepäck in dem einzigen Rucksack zu verstauen, in Myslowskis provisorischen Beutel geht ja nicht viel hinein. Balyberdin muß sich die Filmkamera um den Hals hängen. Erst gegen ein Uhr brechen sie auf. Ungefähr zur gleichen Zeit beginnt die Gruppe Iwanow nach Absprache mit der Basis in das verlassene Lager IV aufzusteigen.

Gegen sechs Uhr abends hat das Spitzenduo das Ende der Seile erreicht, die sie am Vortag fixiert haben. Während Balyberdin Verbindung mit dem Basislager aufnimmt, schaut sich Myslowski um, ob er nicht noch einen geeigneteren Platz finde, entdeckt jedoch nichts Besseres. Unten ist das Lager IV zu sehen.

Das letzte Lager vor dem Gipfel

Nach etwa anderthalb Stunden angestrengter Arbeit ist eine recht ordentliche Standfläche vorbereitet. Als sie das Zelt aufgestellt haben, ist es schon ganz dunkel. Wenn es wieder hell wird, bricht für sie der vielleicht schwerste und verantwortungsvollste Tag in ihrem Leben an.

Sie wissen nicht, ob ihre Kräfte reichen werden, den Everest zu bezwingen. Doch die Frage, auf zum Gipfel oder nicht, gibt es für sie nicht. Selbstverständlich werden sie gehen. Es sind bis zur Spitze noch ganze 348 Meter in der Vertikalen, alles in allem ein paar Stunden. Nur ein paar Stunden in ihrem langen Bergsteigerleben, das für beide zusammen vier Jahrzehnte umfaßt.

Rund drei Jahrzehnte davon kommen auf das Konto von Eduard Myslowski. Er hat zwei Hochschulen absolviert, eine Doktordissertation verteidigt, arbeitet als Dozent an einem Moskauer Institut. Nebenbei hat er in mehreren Filmen als Kaskadeur mitgewirkt. Seine sportliche Biographie ist ebenfalls reich an Ereignissen und Erfolgen. Elfmal hat er Siebentausender der Sowjetunion bestiegen, ist mehrfacher Landesmeister in der Klasse der Höhenaufstiege. Er ist der älteste von allen, die zum Angriff auf den Everest angetreten sind, er ist 44 Jahre.

Nicht zufällig hat Balyberdin auf die Frage, welche Charaktereigenschaften er an seinem Gefährten am meisten schätze, geantwortet: „Seine erstaunliche Willensstärke. Nach dieser Geschichte mit dem Rucksack mußte er alle moralischen und körperlichen Kräfte konzentrieren, um den Weg zum Gipfel fortsetzen zu können."

Myslowski wiederum antwortete auf die analoge Frage: „Eine der besten Eigenschaften Balyberdins ist sein Mut. Ein besonnener Mut. Er legt selbst die schwierigsten Abschnitte außerordentlich schnell, aber zugleich vorsichtig zurück. Jede Bewegung ist bedacht, der Risikofaktor auf ein Minimum reduziert – die wertvollste Eigenschaft, die ein Alpinist besitzen kann."

Der 33jährige Wladimir Balyberdin ist mit zwanzig Jahren zum Bergsport gekommen. Er hat damals an einem Leningrader Institut studiert. Was ihn bewog, sich ausge-

Die schwierigsten Stellen werden mit Aluminiumleitern und Seilgeländern überwunden.

Am Seil, bis ich erfriere?

Seit bekannt ist, daß der Mount Everest mit seinen 8848 Metern der höchste Berg unseres Planeten ist (Foto oben), gilt ihm der Ehrgeiz der Bergsteiger in aller Welt. Aber erst 1953 setzten erstmals Menschen ihren Fuß auf den unberührten Schnee seines Gipfels im Himalaja: der Nepalese Tensing Norkey und der Neuseeländer Hillary. Viele folgten ihnen seither, immer neue Wege wurden gesucht und gefunden. Aber eine Route blieb unüberwindlich, bis 1982 eine sowjetische Expedition den Kampf mit dem Berg aufnahm. Elf Bergsteiger erreichten über den Südwestpfeiler den Gipfel. Der Journalist Dmitri Meschtschaninow erlebte im Basislager alle Höhen und Tiefen des abenteuerlichen Unternehmens mit. Sein Bericht „Zum dritten Pol" erscheint im VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig.

rechnet dem Alpinismus zuzuwenden? „In anderen Sektionen hatte man mich einfach nicht genommen, ich ‚entsprach' einer Reihe von Parametern nicht. Erst die Alpinisten nahmen mich", erklärt Balyberdin sehr prosaisch. Er ist überhaupt wortkarg. „Es fällt ihm leichter, einen Berg hinaufzurennen, als von sich zu erzählen", meinen seine Kameraden scherzhaft über ihn. 1980 setzte ihn die Leningrader Alpinistenföderation auf die Kandidatenliste für die Himalaja-Mannschaft. Er durchlief erfolgreich alle Stationen der sorgfältigen Auslese. Und jetzt trennen ihn vom höchsten Gipfel des Planeten nur noch eine einzige Nacht und ganze 348 Meter in der Vertikalen.

Die letzte Nacht im Lager V. Das vom Sturm gezauste Zelt in den Farben Orange, Rot und Blau sieht von der Seite her wie ein kleiner bunter Käfer aus, den es wer weiß wie und warum in dieses tote Reich von Schnee und Eis verschlagen hat. Im Zelt zwei erschöpfte Männer. Sie brauchen lange, um den Primuskocher anzuzünden. Und als er schließlich brennt, dauert es endlos lange, bis das Wasser kocht. Ihren Durst können sie damit sowieso nicht völlig stillen.

Ihre Bewegungen sind langsam, aber ungenau. Plötzlich ertönt ein metallischer Klang. Myslowski ist versehentlich an die Sauerstoffflasche gestoßen, die am Zelteingang gelegen hat, und schon fliegt sie klappernd die Südwand des Everest hinab. Balyberdin sieht erschrocken nach, ob nicht etwa auch noch einer seiner Stiefel, die neben der Flasche gelegen haben, mit in die Tiefe gestürzt ist. Zum Glück stehen sie noch da. Alle Handgriffe verrichten die beiden langsam und schweigend. Für eine Unterhaltung haben sie keine Kraft.

Es ist schneidend kalt. Das Zelt hat sich in einen Eisschrank verwandelt. Wenn sich einer unvorsichtig bewegt, fällt der Reif von der Wand. Weder die seidenen Zeltwände noch die Schlafsäcke, noch die warme Kleidung schützen vor der durch Mark und Bein dringenden Kälte. Der Minimalverbrauch an Sauerstoff läßt die Männer weder warm werden noch einschlummern. Die Nacht verbringen sie im Halbschlaf.

4. Mai. Dieser Tag also sollte der schwerste und ereignisreichste in der verhältnismäßig kurzen Geschichte der ersten sowjetischen Everestexpedition werden. Er umspannt eine Fülle von Geschehnissen auf dem Gipfel des Berges und an seinem Fuß – tragische und freudige. Doch um alle genau nachzuvollziehen, müssen wir diesen längsten Tag in Stunden, ja in Minuten einteilen …

Gefrorene Stiefel

2.00 Uhr. Aus Angst zu verschlafen, fährt Balyberdin hoch und beginnt Myslowski wachzurütteln. Sie haben am Abend vereinbart, möglichst früh aufzustehen und sich fertig zu machen. Wieviel Stunden sie bis zum Gipfel brauchen, wissen sie nicht. Sie wollen mit den ersten Sonnenstrahlen aus dem Lager V aufbrechen, um möglichst den ganzen Tag vor sich zu haben. Doch Myslowski denkt weder um zwei noch um drei Uhr daran, sich zu erheben. Erst kurz nach vier steht er auf.

„Wie fühlst du dich?" fragt Balyberdin.

„Nicht sehr gut, aber es wird schon gehen", antwortet Myslowski.

Balyberdin repariert die Düse des Primuskochers, der zur unpassendsten Zeit zu streiken beginnt, setzt etwas Schnee auf und kocht Tee. Dann macht er sich lange an seinen steifgefrorenen Schuhen zu schaffen. (Als er sie vorm Schlafengehen auszog, vergaß er, sie in den Schlafsack zu stecken.) Nun muß er die schweren Stiefel über dem Primuskocher erwärmen. Endlich ist alles bereit für den Aufstieg.

6.15 Uhr. Durch ein Zwanzigmeterseil miteinander verbunden, verlassen sie Lager V. Balyberdin, nach wie vor ohne Sauerstoff, geht voran – mit Filmkamera, Fotoapparat, Funkgerät und „Schlosserei". Dahinter Myslowski mit zwei Flaschen im Tragsack. Den Sauerstoffverbrauch hat er auf das Minimum eingestellt: ein Liter pro Minute. Starker Nordwestwind. Temperatur etwa minus 40 Grad Celsius.

Sie legen die letzten zweihundert Meter auf dem Pfeiler zurück und erreichen den Hauptgrat, den Westgrat des Everest. Dort bläst der eisige Wind noch stärker, Hände und Füße beginnen zu erstarren. Sie verzichten darauf, den Weg auf dem Grat zu markieren, überzeugt davon, daß sie noch bei Tageslicht zurückkehren und vom Grat aus das Zelt des Lagers V sehen würden. Die Sonne geht auf, doch ihre Strahlen erreichen die Bergsteiger nicht, die sich bereits im Schatten des Gipfels befinden.

6.30 Uhr. Moskalzow und Golodow brechen aus dem Basislager auf und erreichen bald die Stelle, wo alle gewöhnlich Eispickel und Steigeisen zurücklassen, um sie nicht bis ins Lager hinunter mitschleppen zu müssen. In der Regel legt man die Steigeisen erst hier, bei einem großen Stein, an. Moskalzow und Golodow beschließen, heute bis zum ersten Seil im Eisbruch ohne sie zu gehen. Bereits nach einer halben Stunde beginnen die beiden mit dem Aufstieg.

Sie haben kaum die ersten Meter zurückgelegt, als sie ein dumpfes Grollen vernehmen. Gewaltige Eisbrocken stürzen, Hunderte von Tonnen Schnee mit sich reißend, vom Lho-La-Sattel in die Tiefe. Die Lawine rollt genau bis zur Stelle, wo sie die Steigeisen hätten anlegen müssen. Eine Zeitlang versinkt für sie das Basislager in Schwaden von Schneestaub. Als sie etwa hundert Meter höher gestiegen sind, dröhnt erneut das Donnern einer Eislawine.

Das mutet wie zwei schlimme Warnungen vor den Gefahren an, die in den Bergen ewig auf den Menschen lauern. Unten sind alle beunruhigt. Doch als sich die Schneewolken verzogen haben, sind im Eisbruch zwei sich bewegende kleine Punkte deutlich zu erkennen: Moskalzow und Golodow haben den heimtückischen Khumbu rasch und unversehrt überwunden.

8.00 Uhr. Iwanow nimmt vom Lager IV aus Verbindung mit der Basis auf und informiert über das Vorankommen Balyberdins und Myslowskis. (Oben war es eisig kalt, und das Funkgerät arbeitete nicht mehr normal. Die Verhandlungen der Gipfelseilschaft mit dem Basislager gingen daher über eine Zwischenstation.) Kurz danach setzt die Gruppe Iwanow zum Aufstieg ins Lager V in 8500 Meter Höhe an.

348 Meter ohne Ende

8.15 Uhr. Myslowski und Balyberdin kämpfen sich über einen Gürtel rötlichbrauner Felsen vorwärts. Sie kommen ziemlich langsam voran. Beim Forcieren eines der schwierigsten Abschnitte hat Balyberdin für einige Minuten seine Handschuhe ausgezogen, und dafür muß er dann seine abgestorbenen Finger über eine Viertelstunde lang warmreiben, bis er Schmerz verspürt – das Zeichen, daß sie wieder durchblutet werden.

Langsam, zu langsam kommen die beiden voran. Sie beschließen, Myslowskis Sauerstoffdosis zu verdoppeln, obwohl sie sehr gut begreifen, daß der Vorrat nun für den Rückweg möglicherweise nicht mehr reicht. Sie versuchen, das Tempo zu beschleunigen, wobei das Wort Tempo in diesem Fall nur sehr relativ aufzufassen ist. Sie machen häufig halt, um Atem zu holen und Kraft zu sammeln, die mit jedem Schritt abnimmt. Und wieder geht es weiter, um diese 348 Meter zu überwinden, die kein Ende nehmen.

Übersetzt von Günter Müller.

Im nächsten Heft:
Die müden Sieger

Fotos: Romanow, Rodionow (beide TASS)

Unter den Linden: der friedliche Schein trügt

FALSCHSPI

An einem verregneten Vormittag im November 1940 bläst eine Militärkapelle auf dem Platz vor dem Anhalter Bahnhof die Internationale. Kein falscher Ton, man hat geübt. Der Herr Reichsaußenminister von Ribbentrop und der General Keitel, dem es beschieden war, im Frühjahr 1945 den Totenschein des Deutschen Reiches zu unterschreiben, verharren in strammer Haltung, wie es das Protokoll verlangt. Besuch aus Moskau ist gekommen: Wjatscheslaw Molotow, Regierungschef und Außenminister der Sowjetunion. Und die Internationale ist die Hymne der UdSSR. Die „Hitler-Jungen", aufmarschiert als flankierendes Spalier, ahnen nicht, was sie hören. Aber es steht wohl der eine oder andere am Rande des Platzes, dem zur Melodie der vertraute Text durch den Kopf geht.

Molotow in der Reichskanzlei, damals Wilhelmstraße, heute Grotewohl-Straße. Marmor, Bronzetüren, steinerne Adler mit ausgebreiteten Schwingen, die so gierig starren, als hätten sie lange nichts zu fressen bekommen. Hitlers Arbeitszimmer hat die Maße eines mittleren Bankettsaals. Dicker Teppich, kostbare Gobelins an den Wänden, riesiger Schreibtisch. Und ein gewaltiger Globus. Hat Chaplin nicht, als „Diktator" verkleidet, mit einem Globus gespielt?

Hitler markiert den kommenden Herrn der Welt. Theatralische Gesten, stierer Blick. Verkrampft feierlich wie üblich, aber höflich. Man empfängt einen Vertragspartner, man weiß, was sich gehört, wir sind keine Barbaren.

Der im August 1939 geschlossene Nichtangriffspakt war gerade drei Monate alt, als Hitler vor den Oberbefehlshabern der Wehrmacht verkündete: „Rußland ist zur Zeit ungefährlich... Außerdem haben wir den Vertrag mit Rußland. Verträge werden aber nur so lange gehalten, wie sie zweckmäßig sind."

Nach einer Besprechung bei Hitler notierte Generalstabschef Halder am 22. Juli 1940 in seinem Tagebuch: „... es liegen keine Anzeichen für russische Aktivität uns gegenüber vor... Russisches Problem in Angriff nehmen... Dem Führer ist gemeldet: Aufmarsch dauert 4–6 Wochen... Erwünscht, so weit vorzudringen, daß man mit unserer Luftwaffe wichtigste Gebiete Rußlands zerschlagen kann. Politisches Ziel: Ukrainisches Reich. Baltischer Staatenbund. Weißrußland-Finnland." Und neun Tage später, wieder von Hitler kommend: „Entschluß: Im Zuge dieser Auseinandersetzung muß Rußland erledigt werden. Frühjahr 1941."

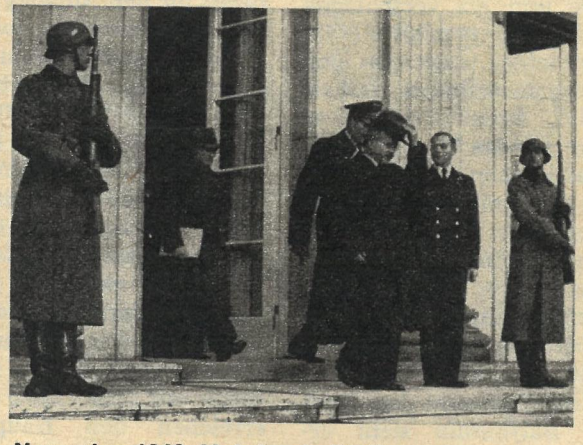
Das Gespräch in der Reichskanzlei beginnt mit einem Monolog Hitlers, der eine Stunde dauert. England sei, nach dem Sieg über Frankreich, erledigt und werde ein „unkontrolliertes Erbe", nämlich die „Bruchstücke des Empire" hinterlassen. Deutschland, Italien und Japan ständen bereits im Gedankenaustausch über die Aufteilung, und nun wüßte er gern, wie man in Moskau darüber denke.

Molotow ist nicht nach Berlin gekommen, um mit Hitler gemeinsame Sache zu machen. Ihm geht es um Sicherheit und Frieden seines Landes. Selbstverständlich kennt Molotow Halders Tagebuch nicht. Aber er sieht die drohende Gefahr. Deutsche Armeen halten Polen, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen besetzt, England ist isoliert, Italien und Japan im Bündnis mit dem faschistischen Deutschland.

Molotow verliert kein Wort über die englische Erbschaft. Er stellt dem Herrn Reichskanzler zwei Fragen. Erstens: Was machen die deutschen Truppen in Finnland? Zweitens: Was macht die deutsche Militärmission in Rumänien?

Hitler ist verblüfft, faßt sich aber schnell. Die Militärmission, sagt er betont beiläufig, bilde auf Wunsch der Bukarester Regierung rumänische Truppen aus. Und die deutschen Verbände in Finnland befänden sich auf dem Durchmarsch in das besetzte Norwegen.

Der Zeuge Friedrich Paulus, ehemaliger Generalfeldmarschall, zuletzt Oberbefehlshaber der in Stalingrad untergegangenen 6. Armee, sagte im Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher aus: „Am 3. September 1940" – mithin rund zehn Wochen vor Molotows Besuch in Berlin – „trat ich meinen Dienst beim Oberkommando des



November 1940: Molotow in Berlin

Brücke am Bug: die UdSSR liefert pünktlich, der Gegenverkehr stockt schon 1940

EILER

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 19

Heeres ... an ... Bei meinem Dienstantritt fand ich in meinem Arbeitsbereich ... eine noch unfertige operative Ausarbeitung vor, die einen Angriff auf die Sowjetunion behandelte ... Es war ... von Anfang an die Ausnutzung des rumänischen Gebiets für den Aufmarsch des deutschen Südflügels mit in Rechnung zu stellen. Am Nordflügel war eine Beteiligung Finnlands am Kriege in Rechnung gezogen ...“

Molotow wiederholt seine Fragen. Soviel er wisse, richteten sich die deutschen Truppen an der finnischen Südküste auf einen längeren Aufenthalt ein. Und nach Rumänien würden immer neue Truppenverbände verlegt, entschieden zuviel für eine Militärmission.

Jetzt macht der Falschspieler Hitler einen Fehler. Er sei, behauptet er, nicht informiert, er werde sich erkundigen. Der allwissende, alles entscheidende Führer weiß nicht, was seine Truppen in fremden Ländern treiben. Sogar der Dolmetscher geniert sich.

Am Tag vor diesem Gespräch erging als „Geheime Kommandosache“ die „Weisung Nr. 18“ des „Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht“: „Die vorbereitenden Maßnahmen der Oberkommandos für die Kriegführung der nächsten Zeit sind nach folgenden Richtlinien zu treffen: ... Rußland: Politische Besprechungen mit dem Ziel, die Haltung Rußlands für die nächste Zeit zu klären, sind eingeleitet. Gleichgültig, welches Ergebnis diese Besprechungen haben werden, sind alle schon mündlich befohlenen Vorbereitungen für den Osten fortzuführen. Weisungen darüber werden folgen, sobald die Grundzüge des Operationsplanes des Heeres ... von mir gebilligt sind.“

Hitler startet seinen zweiten Monolog. Wieder dreht sich alles um die britische Beute. Er und Mussolini hätten sich bereits über Europa und Afrika verständigt. In Ostasien werde Japan die Dinge regeln. Vielleicht interessiere sich die UdSSR für die eisfreien Häfen am Indischen Ozean?

Mit dürren Worten lehnt Molotow es ab, sich an derartigen Spekulationen zu beteiligen. Er interessiere sich für die Sicherheit seines Landes, also für alles, was an den Grenzen der UdSSR geschehe.

Hitler, nicht zu bremsen, schwafelt noch eine Weile über die Aufteilung der Welt. Endlich blickt er auf die Uhr: es könnte Fliegeralarm geben. Man verabredet sich für den nächsten Tag.

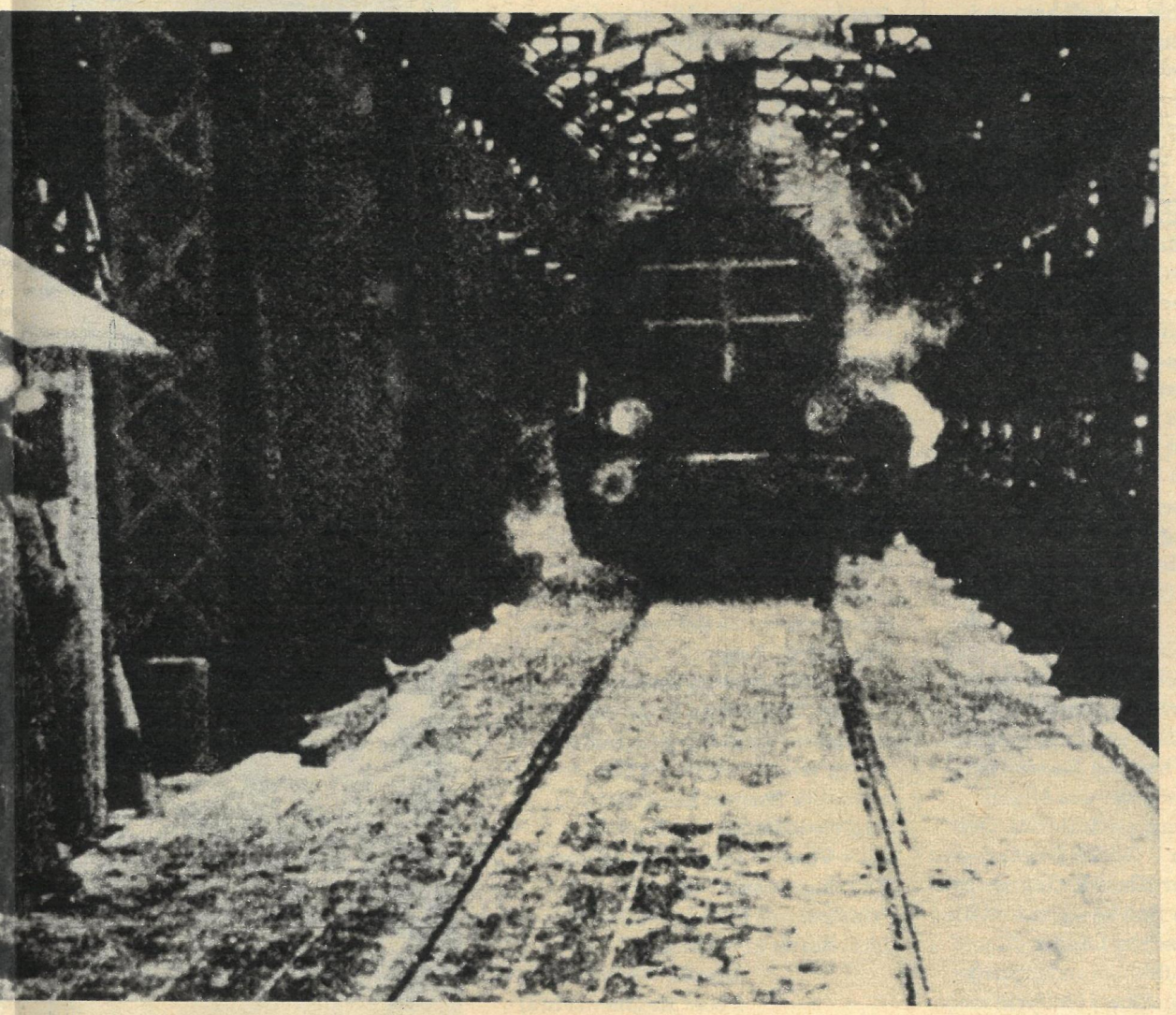
Am Abend Empfang in der sowjetischen Botschaft Unter den Linden. Göring, Heß und Ribbentrop erscheinen. In die ersten Trinksprüche heulen die Sirenen: Englische Bomber im Anflug auf Berlin. Die NS-Prominenz stürzt zu ihren Autos.

Am nächsten Tag das zweite Gespräch in der Reichskanzlei. Molotow redet über europäische Sicherheit, Hitler räsoniert über den „riesigen Auktionsplatz“, auf dem er die Reste des britischen Empire versteigern will. Ein Dialog kommt nicht zustande. Molotow wechselt das Thema. Die sowjetischen Güterzüge rollten, wie im Wirtschaftsabkommen festgelegt, pünktlich nach Westen. Im Gegenverkehr jedoch ständig Stockungen und Verspätungen. Deutschland halte sich nicht an die vereinbarten Termine.

Deutschland, sagt Hitler, brauche jetzt alle Reserven selbst, denn es kämpfe gegen England „auf Leben und Tod“.

Wer, fragt Molotow, kämpfe auf Leben und Tod? Habe er nicht gestern zur Genüge und heute noch einmal gehört, daß England längst erledigt sei?

Dreiunddreißig Tage nach Molotows Abreise erließ Hitler seine Weisung Nr. 21: „Die deutsche Wehrmacht muß darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen (Fall Barbarossa).“



Fotos: Archiv

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über siebenunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Albert Hetterle

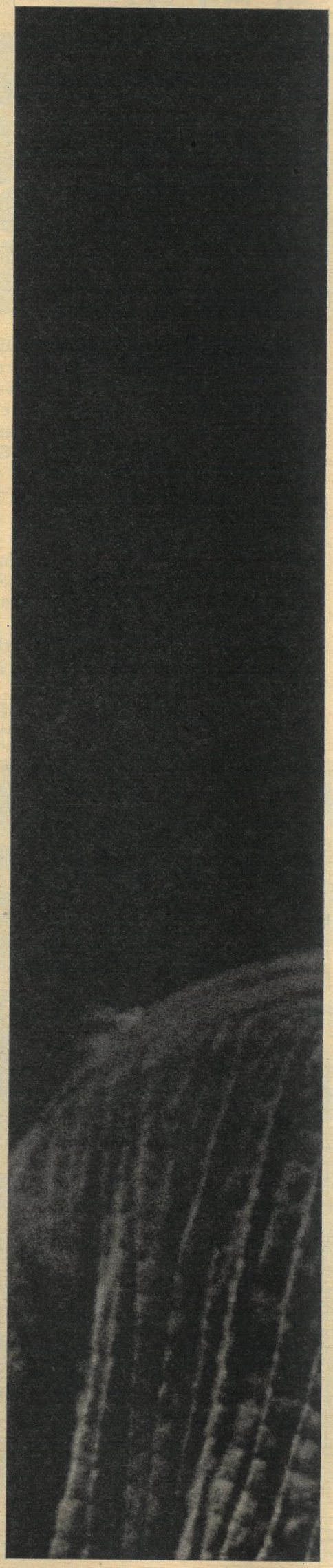
Streiten da manchmal drei Seelen in seiner Brust? Schließlich ist er Intendant, Regisseur und Schauspieler. Ich habe ihn schon in allen diesen „Rollen" erlebt, letztens, als an seinem Theater Gelmans „Sinulja" geprobt wurde, vorwiegend mit Schauspielstudenten besetzt. Väterlich kritisch – ganz früher wollte er sogar Lehrer werden – mit viel Humor und Charme fungierte er da als Mentor… Der „Alte"! Er hört's gern, wenn seine Mitarbeiter von ihm so reden. Die gepolsterte, doppelte Direktionstür, distanzierter Umgang liegt ihm nicht, ist fast jederzeit für jedermann offen. Theaterferien, trotzdem sitzen wir in seinem Arbeitszimmer. Zeitökonomie. Über dem aufgeräumten Schreibtisch eine schöne Radierung, Gorki und Lenin darstellend, ein Lieblingsbild von ihm. „Ohne Gorki geht nichts", hat er einmal geäußert. Sein, das Berliner Maxim Gorki Theater feiert im Oktober den fünfunddreißigsten Geburtstag, folglich läßt es sich der Hausherr nicht nehmen, mit einer eigenen Inszenierung zu gratulieren, Gorkis „Barbaren". Bei der DDR-Erstaufführung im Jahre 1972 wirkte Hetterle als Schauspieler mit. Als Regisseur, mit zugewachsener Lebenserfahrung, will er dieses Drama „aus heutiger gesellschaftlicher Sicht weit weniger brav und noch entschlossener" für uns entdecken, die Zuschauer provozieren, über menschliche Beziehungen nachzudenken. Noch wird probiert… „so kollegial wie möglich, cholerisch wenn nötig", Komödiant durch und durch! Der kann im sachlichen Streit laut werden, daß die Wände wackeln, nur einstürzen läßt er sie nie. Launen, meint er lächelnd, muß er manchmal tolerieren. Böse blitzt es hinter seiner Brille, wenn er wittert, hier ist Anspruch ohne Qualität, „ich hasse männliche wie weibliche Divas". Dabei besitzt er ein großes Gespür für Begabungen, und besonders behutsam bemüht er sich um Anfänger, die, weil gefordert, in seinem Ensemble schnell heimisch werden. Wehmut bekennt er, wenn dann ein bewährter Schauspieler sein Theater verläßt, um sich andernorts zu profilieren, doch auch das versteht der „Alte". Vorzug eines Mannes, der selbst lange auf Wanderschaft war.

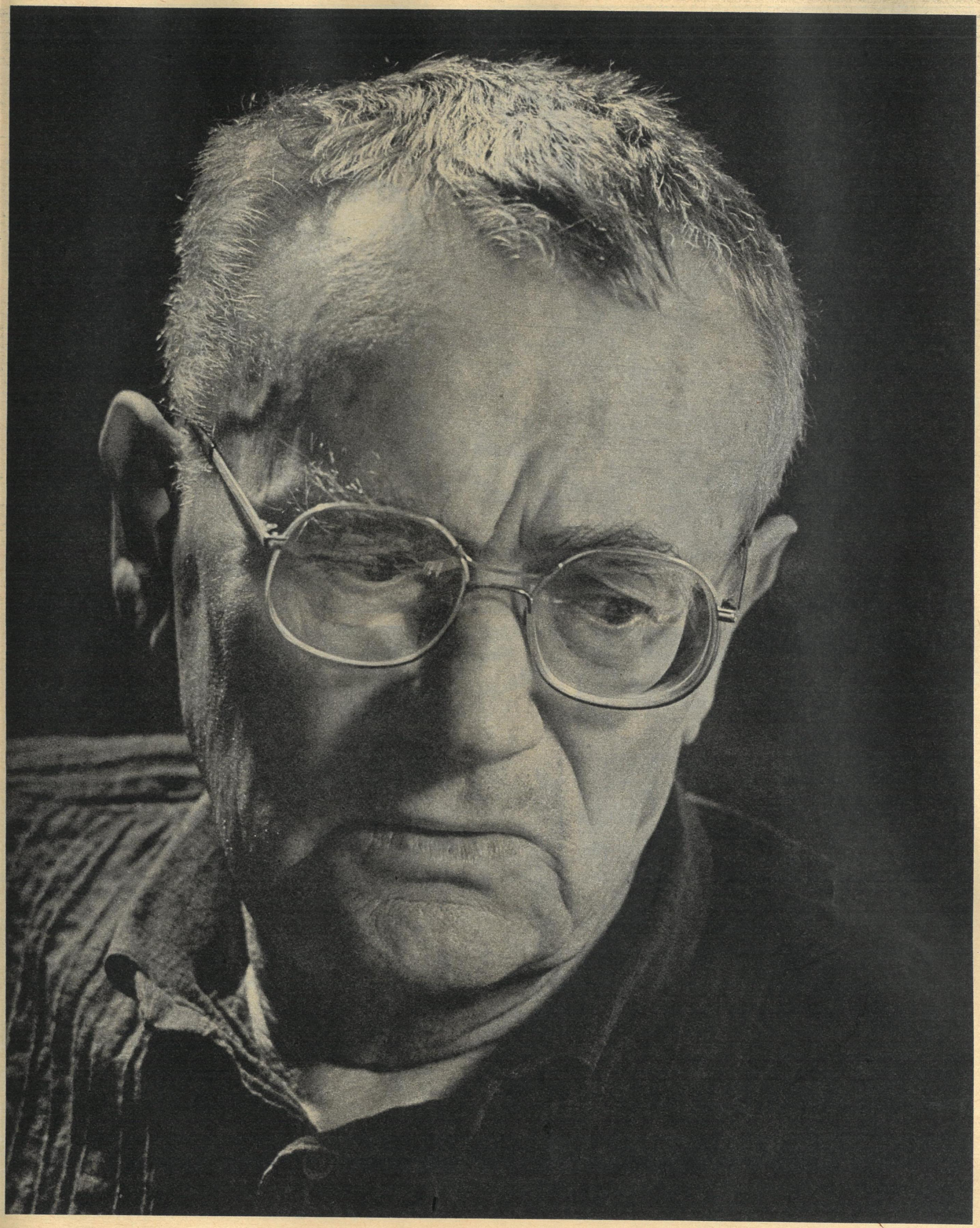
Als junger Mann – 1918 in einem Dorf bei Odessa geboren – gehörte er zur Truppe des dortigen „Deutschen Kollektivistentheaters", das nach dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion aufgelöst wurde. Jähes Ende aller Zukunftspläne vorerst. Zufall und Glück ließen ihn nach dem Krieg in Thüringen Fuß fassen. Heimatgefühl und neuer Anfang. Liebhaber und jugendlicher Held in Sondershausen, Greifswald, Halle, Altenburg und Erfurt und… „Russenstücke", damals von vielen mit Skepsis begegnet. Wenn sieben bis fünfzehn Leute im Parkett saßen, ist das schon ein Erfolg gewesen, erinnert er sich. 1955 holt ihn Maxim Vallentin, der Gründer des Maxim Gorki Theaters, nach Berlin. Dessen Anliegen – Gorkis Dramen und die russischer Klassik, Gegenwartsdramatik der Sowjetunion und die der sozialistischen Länder dem deutschen Publikum nahezubringen – das zog Albert Hetterle mehr noch als die Hauptstadt. Fortan stand er hier in über vierzig Rollen auf der Bühne, nicht alle blieben so in Erinnerung wie sein Vater Novák in der tschechischen Komödie „Und das am Heiligabend", wie sein Schriftsteller in „Das elfte Gebot", wie sein Kolomisew in „Die Letzten" unter der Regie des verehrten Wolfgang Heinz.

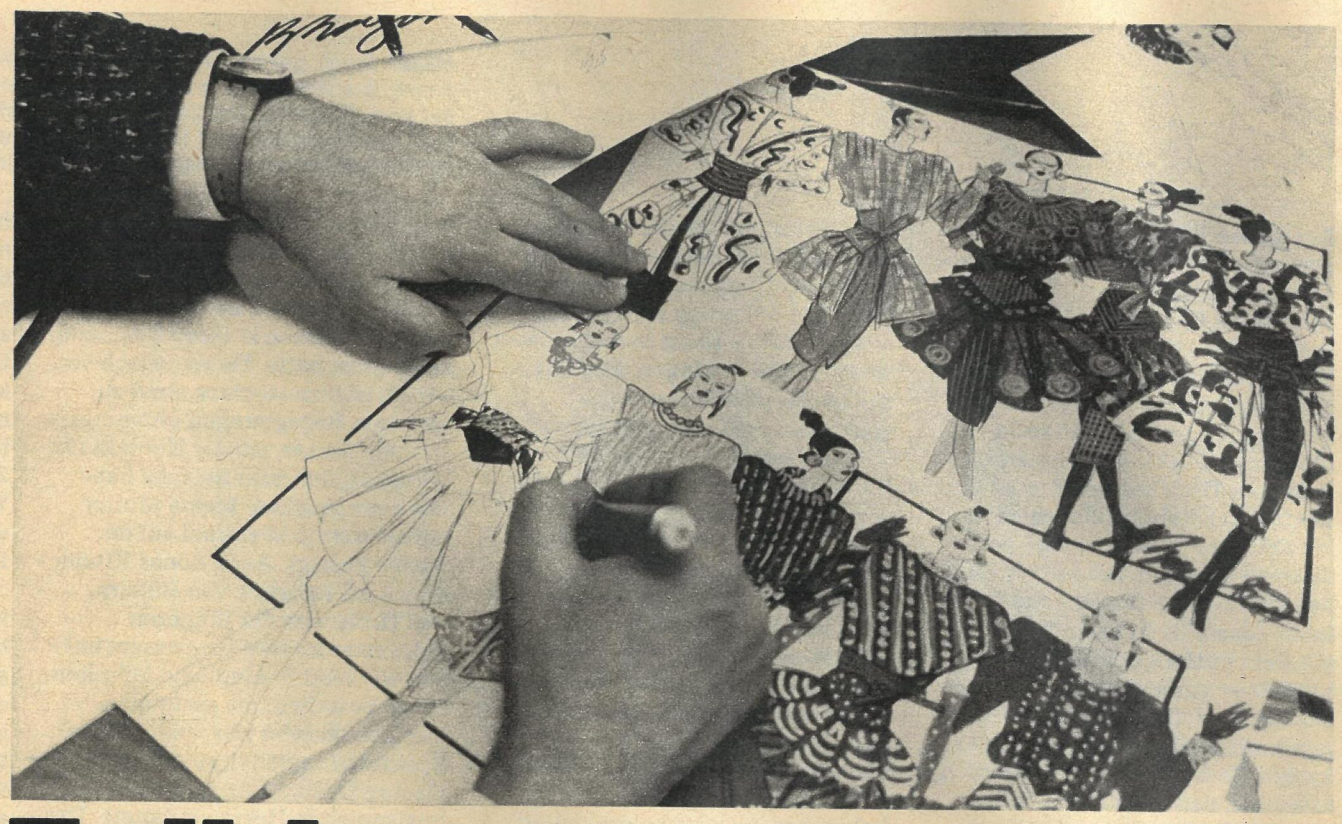
Dann sitzt er selbst „unten" als Regisseur, mehr als ein Dutzend Inszenierungen brachte er auf die Bühne bisher. Vielleicht Herzklopfen, wenn „oben" die Schauspielerin Monika Hetterle steht. Mit ihr ist er über zwei Jahrzehnte verheiratet. „Intendantensorgen" kommen dennoch nicht auf den Kaffeetisch im kommunalen Kaulsdorfer Heim, aber gefachsimpelt wird schon im Schauspielerhaushalt. Berlins dienstältester Theaterleiter, verantwortlich fürs „große Ganze" seit 1968, hat leidenschaftlich, engagiert das „MGT" in seiner Konzeption – für die allein kauft ja noch keiner Karten! – künstlerisch profiliert. Was sein Publikum mit ausverkauften Vorstellungen honoriert. Neben Gorki und den russischen Realisten gehört Hetterles Liebe neuer sowjetischer Dramatik, den Stücken von Schatrow, Rosow, Wampilow, Rasputin, Gelman, für die er einen breiten Zuschauerkreis erwarb. Und scheut keine Abstriche bei eigenem Ehrgeiz, holt sich immer wieder namhafte Gastregisseure wie Thomas Langhoff und Siegfried Höchst ins Haus, die seine Vorstellungen vom „Theater für Zeitgenossen" teilen.

Prinzipal mit Prinzipien, Komödiant durch und durch.

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Foto)







Folklore wohltemperiert

Schwarzer Samt ist ein schöner Grund für edle Stickereien: weibliche Gestalten und Gesichter, umspielt von Blüten- und Blätterranken (links).

An milde Spätsommernächte hat der Moskauer Modeschöpfer Slawa Saizew vielleicht gedacht, als er die kostbaren Gewänder erfand, die er uns auf diesen Seiten präsentiert. Aber auch an die wohltemperierten, angenehmen, festlichen Abende im Konzert, im Ballett, in der Oper, beim Ball im kühlen Saal, auch an besondere Nachmittage, für die die eleganten schwarzen Kostüme gemacht sind.

Saizew machte sich seinen guten Namen in der Modewelt vor Jahren vor allem mit aufsehenerregender Folkloremode. Da gab es Kosakenblusen und Sarafane und Trachtenröcke, da rüschte und wallte es um uns herum, und es war wunderschön und malerisch. Bis wir es satt hatten und uns ganz schlicht, streng, sachlich trugen. Nun darf es wieder malerisch sein. Saizews „neue Folklore" ist von östlichen Motiven angeregt, sie liefern die Strukturen und Ornamente für Stoffe, Applikationen, Stickereien. Schlicht und sachlich bleiben die Formen, die Silhouetten. Tradition und „Moderne" gehen eine perfekte Verbindung ein.

Eine Zeitlang war es weithin fast verpönt, sich zum Ausgehen besonders schön zu machen, da war jeder Anzug für jede Gelegenheit gut genug. Jetzt ist Festliches wieder festlich, ein bißchen edler, ein bißchen phantastischer, ein bißchen eigenartig. Genießen wir es, ehe es die Mode wieder anders will.

Constanze Treuber (Text)
Wladislaw Loktew (Fotos)

Zusatzfoto: W. Jazina/TASS

Orientalisch muten die Stoffe an, die zu schmalen, geraden Kleidern und verschlußlosen Mänteln verarbeitet wurden (links).

Von ausgeklügelter Eleganz sind die schwarzen Kostüme und Kleider für besondere Stunden (links außen).

Edelster Schmuck des ganz schlichten Komplets ist der kostbare Glanz seines Materials (rechts).

Magda Szabó, geboren 1917, gilt als eine der populärsten ungarischen Schriftstellerinnen. Ihre Werke sind in neunzehn Sprachen übersetzt. Den Lesern der DDR ist sie mit ihren Romanen „Das Fresko" (1958), „Esther und Angela" (1959), „Das Schlachtfest" (1960) und „Pilatus" (1963) gut bekannt. „Die altmodische Geschichte" (1977), aus der wir hier einen Ausschnitt veröffentlichen, erscheint demnächst beim Verlag

Auf diesen Schemel sind viele Tränen geflossen. Die Mutter einer beherzten Verwandten, die ein Foto von Emma Gacsáry aufbewahrt hatte und in der Kismester utca häufig zu Gast gewesen war, erinnerte sich an das Bild der auf der Fußbank kauernden Lenke Jablonczay, die anfangs versuchsweise am Tisch saß, aber unter den unerbittlich kalten Blicken alles fallen ließ oder umkippte und, vor Schreck brüllend, mit beiden Händen in das ausgeflossene Essen faßte. Maria Rickl hatte Melinda mit dem Füttern betraut. Melinda hatte aber keine Geduld. Für jeden auf die Tischdecke gefallenen Brokken kniff sie das Kind oder zog es an den Haaren, womit sie lediglich erreichte, daß es weinte, noch bevor sich die Familie an den Tisch gesetzt hatte. Lenke wollte nicht essen. Ilona war verliebt und mit den Gedanken bei der erhofften Heirat. Melinda war giftig und gelangweilt. Maria Rickl war müde. Zu dritt schrien sie das Kind an, und auf einmal glaubten sie die Lösung gefunden zu haben: Solange es nicht essen lernte, sollte es einfach unten in der Küche gefüttert werden. Sollte sich damit abplagen, wer gerade Zeit hatte. Das Kind war so abgemagert, daß Dr. Ojfalussy, der Hausarzt, der wegen Melindas Halsentzündung gekommen war und das spindeldürre bleiche kleine Mädchen bemerkt hatte, die Augenbrauen hochzog und ihm Eisen verordnete. Maria Rickls Umgebung mußte an jenem Tag büßen, die Töchter ebenso wie die Dienstmädchen. Was für eine Erniedrigung, bei Dr. Ojfalussy den Verdacht erweckt zu haben, daß sie Lenke nicht richtig ernährten. Wer nicht in diesem Haus lebte, würde sowieso nicht glauben, daß bei dem Kind jetzt schon die Bösartigkeit seiner Mutter durchbrach und daß es lieber nicht aß, nur um sie ärgern zu können. Tante Klári erklärte, sie schaffe es nicht mit dem Kind. Obwohl sie ihm den Mund schon mit Gewalt aufgesperrt und das Essen hineingeschoben habe, es ersticke lieber, als daß es schlucke. Lenke wurde an den Familientisch zurückbeordert. Die Kaufmannstochter befahl ihr, anständig zu essen, sonst würde der Lahme sie holen. Meine Mutter bat schluchzend um Verzeihung, versprach alles. Sobald sie jedoch das Geschirr und die Gläser erblickte, übergab sie sich. Nun konnten sie den Arzt schon wieder bestellen, der schließlich doch erfahren mußte, worüber sie nicht gern sprachen. Dr. Ojfalussy sagte, sie sollten sie eine Zeitlang in Ruhe lassen und zu nichts zwingen. Melinda, der Lenke wieder anvertraut wurde, nahm die Anweisung wörtlich und servierte ihr gar nichts. Sie dachte, wenn sie verhungerte, werde es mit dem Spektakel vorbei sein. Diese Periode im Leben meiner Mutter endete eigenartig, und zwar mit der Eiergeschichte, die in gewisser Hinsicht eine tragikomische Wende brachte und bis zum heutigen Tag nachwirkt. Ich habe zwei Halbtanten, mit denen ich keinen Umgang pflege. Wir werden alle drei als Erben einer ewigen Feindschaft ins Grab steigen. Wir haben uns nie kennenlernen und liebgewinnen können. Schuld daran sind vier Eier, künstlerisch gestaltete Eier meiner Großtante Ilona.

Die Jablonczays besaßen durchweg künstlerische Neigungen. Margit sang schön. Ilona zeichnete und malte als kleines Kind und auch noch als junges Mädchen ausgezeichnete Porträts, Blumen, Tiere, phantastische und tatsächliche Landschaften. Sie malte auf Porzellan, Holz und Papier. Es gab eine Zeichnung aus ihrer Jungmädchenzeit, die Melinda aufbewahrte und die ich auch noch gesehen habe. Einmal kochte sie vier Eier und verzauberte diese mit Hilfe des Pinsels in Figuren. Sie ließ ihnen einen großen gedrungenen Kopf, malte ein Kleid dazu, ein Tirolerkleid. Es waren zwei Eierbuben mit Lederhose und Hut und zwei Tirolermädchen mit Zöpfen. Sie stellte alle vier auf der Konsole des Vorzimmers zur Schau. Eines der Eier wurde während des allgemeinen Bewunderns von einem Verwandten angeschlagen. Die Eierschale hatte einen Sprung bekommen, an einer Stelle hatte sie sich sogar abgelöst. Ilona tat es um das Ei leid, sie warf es nicht weg, sondern ließ es an seinem Platz und drehte lediglich den beschädigten Teil nach innen. Meine Mutter, die alles mit ihren großen, traurigen Kinderaugen beobachtet hatte, wunderte sich. Durch das Lamentieren und die abgelöste Schale kam sie darauf, daß der Tirolerbub eßbar war. Er war ein Ei, wie sie es in jenem Zuhause bekommen hatte, in dem sie Gott weiß wo und wann einmal gewesen war. Sie hatte Hunger, und endlich wurden ihre Hände von niemandem beobachtet. So pellte sie Ilonas Eier und verschlang sie. Ihre Tante verzieh ihr das nie, obwohl sie sie mit keinem Finger anrührte. Sie übersah das Kind einfach. Als junges Mädchen hatte Lenke zwar Zugang zum Haus der Tante, wo sie die neue ungarische Literatur kennenlernte, die in Zillernmarkt ihren Siegeszug angetreten hatte. Da sie jedoch von der Kaufmannstochter nicht zu weiteren Begegnungen gezwungen werden konnte, riß der Kontakt für immer ab. Ich zum Beispiel habe Ilona nie gesehen. Meine Mutter hat sie mir nicht einmal auf der Straße gezeigt. Auch Ilonas Kinder kenne ich lediglich von Bildern.

Die Tirolereier der jüngeren Schwester meines Großvaters haben wie unüberwindliche Märchenberge zwischen uns gestanden.

Der Eierskandal war von einigem Spektakel begleitet, so daß die Nachricht durch Anna auch zu den lustigen alten Herren gelangte. Der Senior ließ seine jüngste Tochter zu sich bitten. Als Gisella bei ihm erschien, redete der Senior, der die Ruhe in Person war, die sich mit allem abfindende Heiterkeit, in nie erlebter Schärfe mit ihr. Zwei so große Mädchen wie Ilona und sie seien unfähig, mit einem so klugen und guten Kind wie Lenke zurechtzukommen. Sie verdienten nicht, jemals im Leben selbst Mutter zu werden. Sie sollten Kleinlenke von nun an in seinem Zimmer auftragen, er habe Zeit, sich mit ihr zu befassen, er werde ihr auch gute Tischmanieren beibringen. Im übrigen wundere er sich. Sowohl Melinda als auch Ilona läsen doch jedes kranke Tier auf, jeden streunenden Hund, hegten und pflegten sie. Was quälten sie dieses unschuldige kleine Mädchen, nur weil sie seine Mutter verabscheuten? Ja, sei denn diese Lenke nicht genauso auch Kálmáns Blut? Melinda brachte gehorsam den Rosenschemel und den Hocker herein, deckte darauf und teilte Lenke mit, von nun an solle sie beim Großvater essen. Meine Mutter blickte sie verständnislos an.

Lenke Jablonczay erinnerte sich gut an die Stunden, die sie in Seniors Gesellschaft verbrachte. Sie lauschte seinen wunderbaren Märchen von den sprechenden Kometen und von den Rossen, deren Mutter der Wind ist und die Glut fressen, um besser fliegen zu können. Senior konnte sich nicht vom Stuhl erheben, er diktierte, was sie zu machen hatte. Das Kind strengte sich ungemein an, um den Großvater, der so nett bitten konnte, nicht zu enttäuschen. Einen großen Teil der Tage verbrachte sie von da an in Seniors Zimmer oder im Garten. In den Vorderräumen war sie nach wie vor nicht erwünscht. Der fluchende Imre ließ ihr manchmal ausrichten, ein mit Bonbons gefüllter Windbeutel warte auf sie, sie sollte zu ihm tanzen kommen. Meine Mutter ging gern. Das Bild von Pest und den Eltern verblaßte immer mehr in ihr. Sie versteckte sich vor den Parzen und der Großmutter, sie tanzte und sang für den Greis, sie zog ihren Fußschemel an Seniors Seite und neigte den Kopf auf seine gelähmten Knie. Wenn er Gedichte sprach, hingen ihre Augen an seinem Mund.

Seniors medikamentöse Versorgung hatte Melinda nach Doktor Ojfalussys Anordnung übernommen. Die diskrete Zusatzmedizin, die der auf den Pfad der Tugend zurückgekehrte Fürst Henrik in das Zimmer geschmuggelt hatte, ließ sich der Senior von Lenke verabreichen. Meine Mutter schenkte stolz frisches Wasser ein und legte die Richard-Regenerierungspillen, die Wunderpille zur Heilung „geheimnisvoller Krankheiten", auf den Silberlöffel. Meine Mutter hat ihr ganzes Leben lang die Geschlechtigkeit verabscheut. Mich schauderte, als ich mich bei der Materialsammlung zur **Altmodischen Geschichte** vergewisserte, was für ein Präparat sich mein Urgroßvater von meiner Mutter, zwecks Stärkung des kindlichen Selbstwertgefühls, als Geschicklichkeitsübung für die Kinderhände, hatte verabreichen lassen: Pillen gegen Geschlechtskrankheiten, hergestellt aus weder helfendem noch schadendem Kampfer und Enzian. Der Senior nahm Melinda auch das Kämmen des Kindes ab. Mit geschickter und immer noch kräftiger Hand hielt er die Locken seiner Enkelin in Ordnung, und als sie im September, noch keine sechs Jahre alt, in die Schule kam, sah er sich auch ihre Schulaufgaben an. In den letzten anderthalb Jahren seines Lebens bekam Senior Kleinlenkes heiße und dankbare Liebe wohltuend zu spüren. Melindas feindseliger Panzer öffnete sich einen winzigen

LENKE

Volk und Welt. In ihr setzt die Schriftstellerin ihrer Mutter, der wunderschönen Lenke Jablonczay, ein literarisches Denkmal. In einer beklemmenden Atmosphäre übertriebener Sittenstrenge, Bigotterie und kleinkrämerischer Knausrigkeit kann sie ihre vielfältigen künstlerischen Begabungen nicht voll entfalten und muß sich wie die meisten Frauen Anfang des Jahrhunderts mit der Rolle als Gattin und Mutter abfinden.

LENKE
LENKE
LENKE
LENKE
LENKE

Magda Szabó

Spalt, wenn sie Lenke anblickte, die zwar Emmas Kind war, doch auch Seniors treuer kleiner Diener. Und Kálmán Jablonczay d. Ä. liebte seine Enkeltochter allem Anschein nach sehr. Ilona bewahrte sich wegen der Tirolereier ihren Groll. Die älteste Parze wünschte das Kind der kalvinistischen Buhldirne nicht bei sich zu sehen. Kein einziges Mal ließ sie das Kind mit ihren Söhnen und ihrer Tochter spielen. Wenn sie eine Begegnung im mütterlichen Haus nicht vermeiden konnte, würdigte sie Lenke keines Blickes. Melinda jedoch hatte mitunter schon ein gutes Wort für die Nichte übrig und zog ihr die schief gebundene Schleife zurecht. Meine Mutter war ihr dann so dankbar, daß sie ihr die Hände küßte. Melinda starrte sie verwirrt an und verschwand.

Dann starb der Senior. Sein Todeskampf war weder leicht noch kurz. An der Pflege beteiligten sich alle, selbst Margit. Das Kind wurde zu den Dienstmädchen geschickt, die sich mit Tränen in den Augen darüber unterhielten, was er für Töne von sich gebe, was der Schwerkranke flüstere, wie lange es noch dauern könne, wie lange er noch mitmache. Außer Doktor Ojfalussy kümmerten sich freilich nur zwei richtig um den Senior: Maria und Melinda. Mutter und Tochter hatten sich vielleicht noch nie so nah gestanden wie in der Woche, als Kálmán Jablonczay d. Ä. mit jedem Tag dem Grab näher rückte. Senior war bis zur letzten Minute bei Bewußtsein. Tagsüber wurde er von Melinda gepflegt, nachts von Maria. Die Eheleute verbrachten nach so vielen Jahren abgebrochener Lebensgemeinschaft die Nächte wieder in ein und demselben Zimmer. Nach so abgrundtiefem Schweigen unterhielten sie sich endlich auch wieder. Der Inhalt der Gespräche blieb aber verborgen. Tante Klári schnappte während Seniors Karwoche eine einzige brauchbare Nachricht auf, nämlich, daß Maria nach Kálmán habe schicken lassen, der Senior wolle von seinem Sohn Abschied nehmen. Lenke stolperte ihnen zwischen den Beinen umher. Im Durcheinander dachte keiner daran, wie sie das Gehörte aufnehmen könnte, wie ihr Bewußtsein auf die Dunkelheit des nahenden Todes reagieren würde, wie auf die aus den Fugen geratene Hausordnung und wie auf den mit einemmal wieder in greifbare Nähe gerückten Vater.

Nachdem Lenke in die Kismester utca gekommen war, hatte man ihr nach einer gewissen Zeit erklärt, sie brauche ihre Mutter gar nicht zu rufen, denn sie sei gestorben, genauso wie Ernö und Kleinemma, sie könne sie nie mehr sehen. Und ihr Vater sei an einen fernen Ort in der Welt gereist, von wo er so bald nicht nach Hause kommen könne. Von nun an würden sie die Erziehung übernehmen, ihre Eltern hätten sie ihnen übergeben. Meine Mutter glaubte alles. Warum hätte sie es auch nicht glauben sollen? Wie die kleinen Geschwister verschwunden waren, so könnte auch die Mutter verschwunden sein. Der Begriff des Reisens war ihr nicht fremd, sie war ja selbst auch von Pest im Zug hierhergereist. Die in der Küche aufgeschnappte Neuigkeit, der Senior habe nach seinem Sohn geschickt, löste in ihr Gedanken aus, die ihr Ausdrucksvermögen überstiegen. Sie weinte nicht, sie schrie nicht, sie verharrte sprungbereit in jener vibrierenden Ruhe, die dem Schmetterlingsjäger eigen ist: rührt er sich zu schnell, entwischt ihm die Beute. Es war Sommer. Tante Klári band sich eine saubere Schürze um, zog die Hausschuhe aus und Schuhe an und machte sich auf den Weg. Obwohl es meiner Mutter verboten war, am Tor herumzulungern, blickte sie der Davoneilenden heimlich nach und kam zu dem Schluß, aus dieser Richtung sei auch ihr Vater zu erwarten. Von dort werde er mit Tante Klári kommen. Da Lenke sich den Vater in unheimlich großer Entfernung vorstellte, war sie auf tagelanges Warten gefaßt. Doch nachdem Anna den fluchenden Imre versorgt und Agnes den Abwasch erledigt hatte, war Tante Klári schon wieder bei ihnen in der Küche. Meine Mutter glaubte, Melinda spiele eines ihrer bösartigen Spiele. Sie war ja so oft von ihr betrogen worden. Melinda hatte Tante Klári sicherlich hinters Licht geführt, und es stimmte gar nicht, daß der Vater zurückkommen würde. Nun brach das Kind in Weinen aus, aber das wurde von allen als natürlich angesehen, lag doch der Schatten des Todes über dem Haus. Tante Klári suchte einen Stoffetzen und Bindfaden und forderte Lenke auf, daraus für sich eine Puppe zu machen, die Küche dürfe sie vorerst nicht verlassen.

Im Haus war es still, nur die Hoftür wurde manchmal geöffnet, und in der großen Nautilusvase im Vorzimmer häuften sich die Visitenkarten, auf denen man sich nach Seniors Befinden erkundigte. Was sich an Seniors Totenbett zwischen Vater, Mutter und Sohn abgespielt hat, ist nicht nachvollziehbar. Die damit einhergehende Veränderung jedoch war nicht von Bedeutung. Das spürten die Familienangehörigen und die Dienstmädchen gleichermaßen. Wenn Maria Rickl nur den Junior hatte holen lassen, dann würde sie nach wie vor zu keinerlei Gemeinsamkeiten mit Emma Gacsáry bereit sein, dann würde sie daran festhalten, daß sich ihr Sohn, von bestimmten Anlässen abgesehen, bis zur Ehescheidung zu Hause nicht sehen lassen dürfe und daß von Lenkes Rückkehr zu den Eltern keine Rede sein könne. Die Hand, die einst das Pferd unter Anselmus' Fenster mit so bewundernswerter Kraft hatte tänzeln lassen, die Maria Rickls Finger beim Tanz graziös ergriffen, die Karten ausgeteilt und während der Revolution das Schwert geschwungen hatte, die Hand, die sich nicht mehr heben ließ, vermochte dem verlorenen Sohn die Tür des Elternhauses nur für ein paar Stunden zu öffnen. Abends traf Kleinlenke dann ihren Vater, als sie nach dem Abendessen von Tante Klári ins Bett gebracht wurde. Zu dem Zeitpunkt lebte der Senior bereits nicht mehr. Der Junior trat aus dem Trauerzimmer. Sein Gesicht war vom Weinen aufgedunsen. Als er seine dürre und abgemagerte Tochter erblickte, schluchzte er auf und nahm sie auf den Schoß. Meine Mutter bedeckte sein Gesicht mit Küssen und stieß aufgeregt hervor, sie sollten von hier weg und nach Hause gehen. Kálmán Jablonczay, nunmehr der einzige dieses Namens, stammelte etwas, setzte sie auf dem Boden ab und rannte hinaus. Der Junior blieb weiterhin am Ort seiner Verbannung, in Pallag. Er durfte lediglich an der Beerdigung als vollberechtigtes Familienmitglied teilnehmen. Er durfte seiner Mutter den Arm reichen, Trauerkleidung tragen, und er durfte als Erbschaft Seniors Ingenieursinstrumente auf das Gut mitnehmen, den Theodolit und den Feldstecher, durch den er den Himmel nie klar sah, denn sooft er hindurchblickte, verschleierte sich sein Blick, weil ihm sein ewig beweinter Vater in den Sinn kam, wie er seinen Kindern den Himmel der Tiefebene mit den Millionen Sternen erklärt hatte.

Ins Deutsche übersetzt von Henning Paetzke

HUMOR ★ Kappenfest

Glücklichmachendes

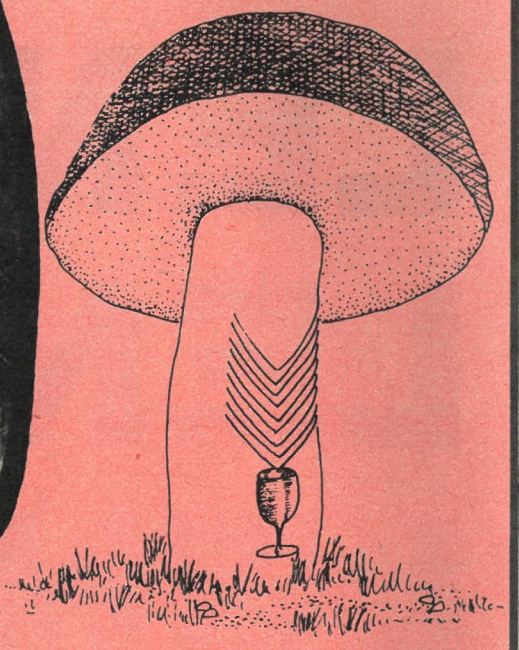
Ein Bursche mit Namen
Piepelchen
besaß ein winziges
Schniepelchen
hinterm Türl eines
winzigen Stalles.
Doch jüngst rief die Jungfer
Zwiebelchen
beim Ausflug mit ihm:
„Gar nicht übelchen!
Im Walde wächst doch
wirklich alles." J. Conrad

Versammeltes

Je giftiger der Pilz,
desto schöner
die Kappe.

Im Dunkeln leuchtet auch ein fauler Pilz. russisch

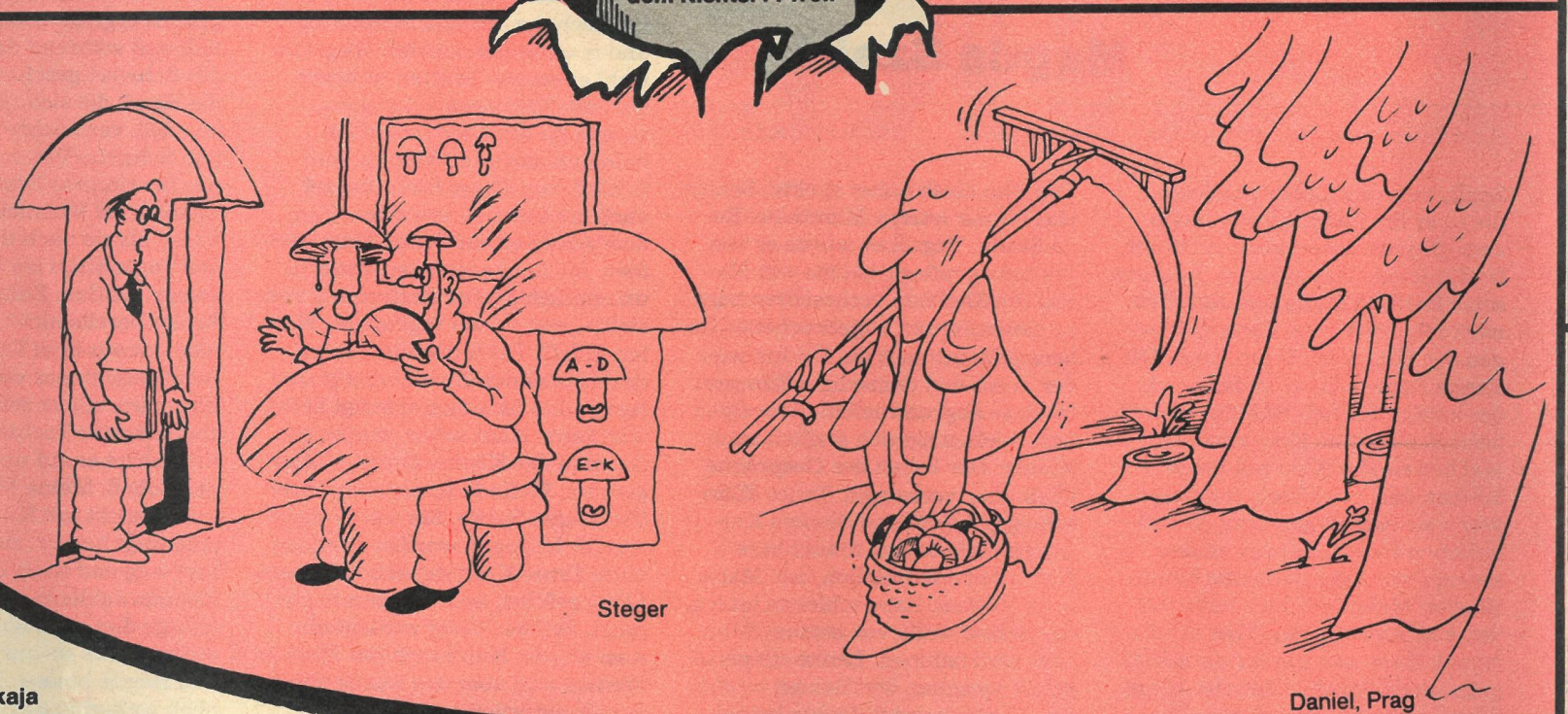
Duszynski



Läpke

2 Wochenspruch:

Gefahr wächst aus dem Nichts. F. Wolf



Steger

Daniel, Prag

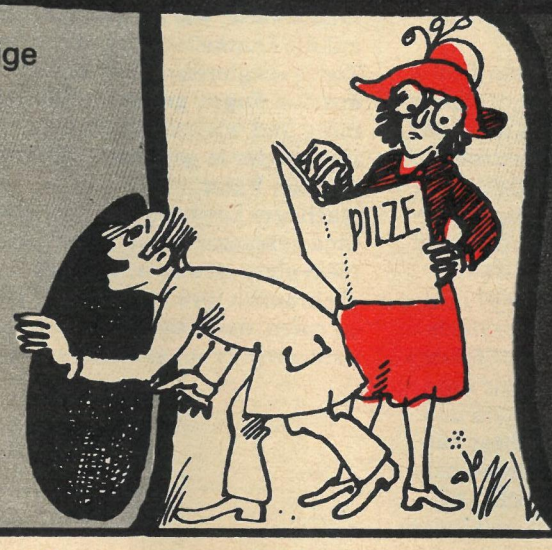
W. Tubelskaja

Der Giftpilz oder Verhaltensregeln für einen Bürotag

(Als Anleitung für Anfänger zur Erlangung von Fertigkeiten beim Vortäuschen einer Tätigkeit)

1. Gehen Sie niemals langsamen Schrittes in die Abteilung. Fliegen Sie atemlos hinein, mit einem besorgten Gesichtsausdruck. Es empfiehlt sich, im Korridor ein wenig auf und ab zu laufen, damit das Klappern Ihrer Absätze weithin zu hören ist.
2. Ihr Schreibtisch muß stets mit Papieren überhäuft sein. Selbst wenn Sie wissen sollten, in welcher Akte sich das Schriftstück befindet, lassen Sie sich nichts anmerken. Wühlen Sie in den Akten, in denen sich diese gesuchte Unterlage offenkundig nicht befindet.
3. Wenn man Sie nach irgend etwas fragt, antworten Sie niemals kurz und sachlich. Überschütten Sie den Fragesteller mit Gegenfragen.
4. Bemühen Sie sich nicht, an Ihrem Platz zu sein, wenn

Der Geizige
sammelt
sich arm.



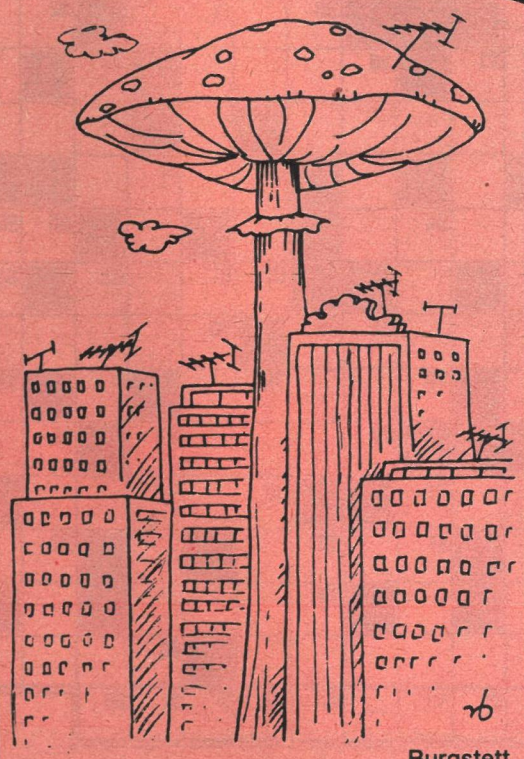
Von Pantherpilzen
aber rat ich ab,
denn wer sie ißt,
ißt sich ins frühe
Grab.
Die
Frühlingslorchel
läßt man
gleichfalls stehen,
den

Versprechungen und Pilze wachsen schnell. deutsch

Wer nicht sucht, wird bald nicht mehr gesucht. Jean Paul

Leicht ist zu haben,
was niemand begehrt.

Surowzew, Woronesh



Burgstett

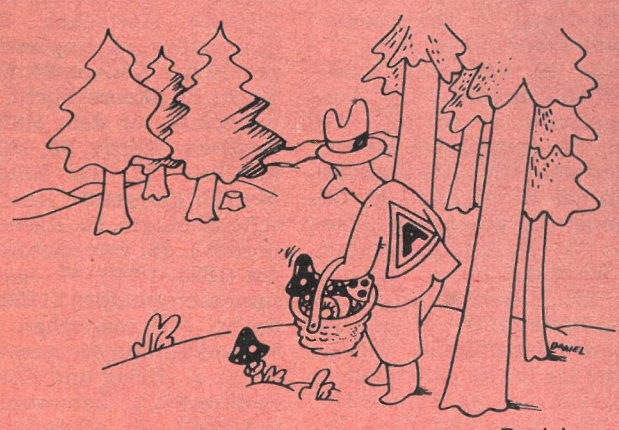
Von allen
Schwämmen
sind die aus den
Wiesen von der
besten Art, den
andern ist nicht
immer recht
zu trauen.
Horaz

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

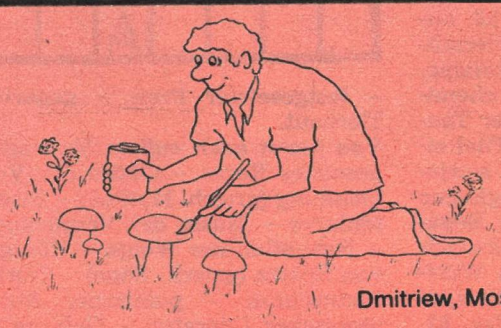
Pfiffli, der „Ich-ernte-täglich-Schneck"
von Burgstett

Steger

Weiß



Daniel



Dmitriew, Moskau

Manche Morcheln meuchein.

Sammler sind glückliche Menschen. Stefan Zweig

Eichenmilchling
soll man
übergehen,
ein Fliegenpilz ist
nicht für das
Gemüt,
und wenn er noch
so schön am
Boden blüht.
Louis Fürnberg

Sie wissen, daß man Sie in einer dienstlichen Sache anrufen wird. Dies ergibt einen doppelten Effekt: Die Mitarbeiter sind der Meinung, daß irgend jemand eine Konsultation mit Ihnen nicht entbehren kann, während derjenige, der anruft, die volle Überzeugung gewinnt, daß Sie ein außerordentlich beschäftigter Mensch sind.

5. Befassen Sie sich gleichzeitig mit mehreren Dingen, und der Himmel möge Sie davor bewahren, eine davon zu Ende zu führen.

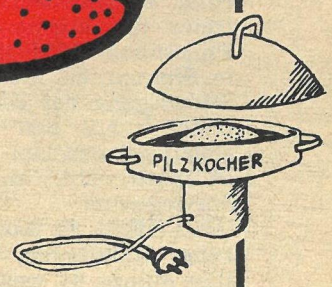
6. Es ist am günstigsten, sich eine Arbeit vorzunehmen, von der man am wenigsten versteht. Man wird Ihnen erlauben, eine außerordentliche Aktivität zu entwickeln und zu deren Erfüllung ein Maximum an Menschen einzuschalten, die einen großartigen Hintergrund für Ihre Tätigkeit abgeben werden.

7. Entscheiden Sie niemals eine Frage gleich beim ersten Mal, nicht einmal die geringfügigste. Nachdem Sie sie gehört haben, sagen Sie, daß Sie im Augenblick beschäftigt sind. Anfangs mag dies schwerfallen, doch später werden Sie sich daran gewöhnen, und vielleicht erreichen Sie die höchste Qualifikation: niemals etwas zu entscheiden und keinerlei Verantwortung auf sich zu nehmen.

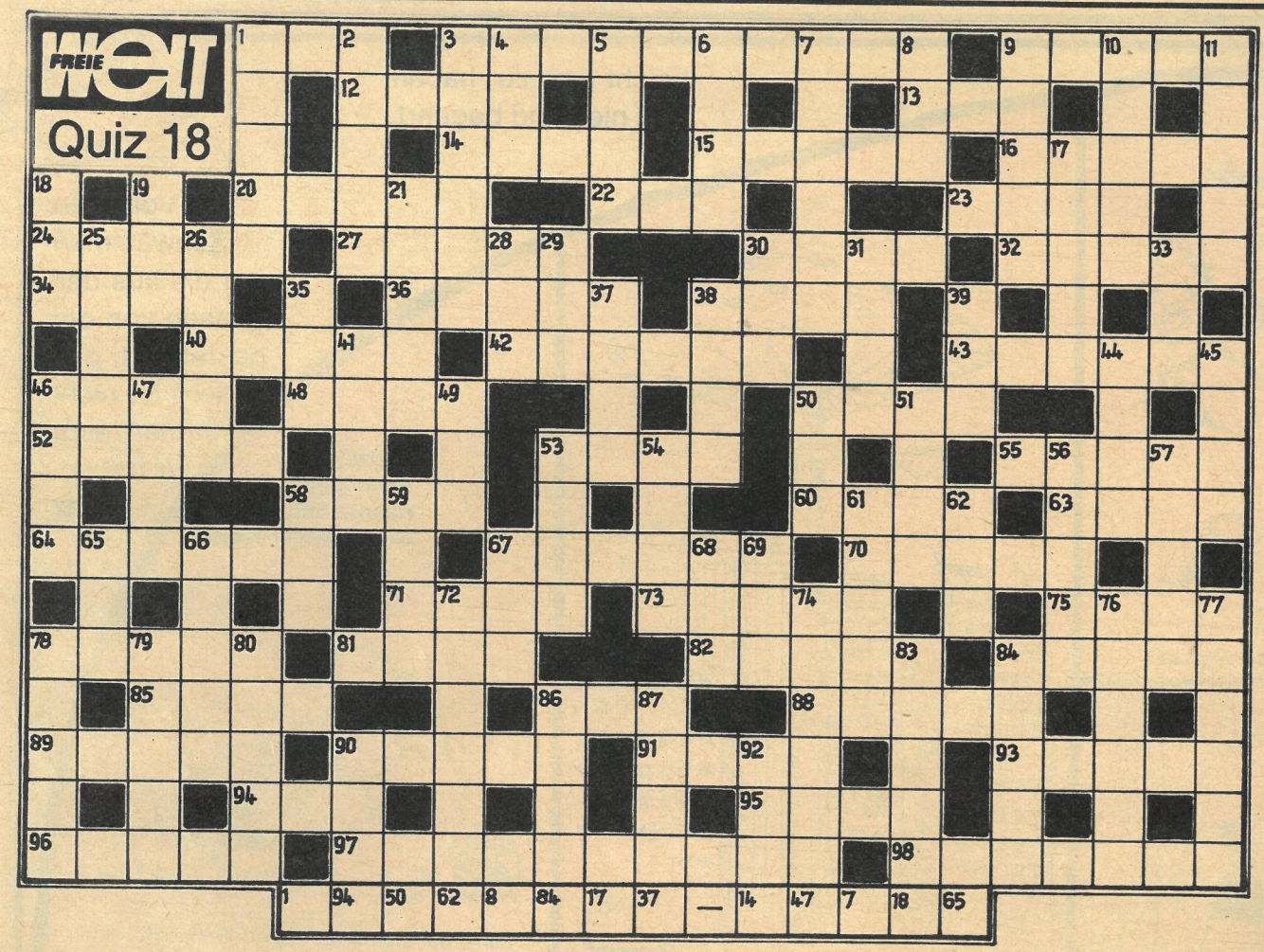
8. Ihre Anordnungen müssen einen widersprüchlichen Charakter haben und einen solchen, der jegliche Gegenseitigkeit ausschließt. Dies wird einen Kreis von Mitarbeitern um Sie herum entstehen lassen, mit denen Sie so verfahren können wie in Punkt 7 angegeben.

8. Gehen Sie niemals mit allen zusammen nach Schluß des Arbeitstages fort. Nicken Sie ihnen müde auf ihr „Auf Wiedersehen" zu, indem Sie die Papiere aus der Akte Nr. 1 in die Akte Nr. 2 heften. Zehn Minuten sind eine Kleinigkeit, aber alle werden denken, daß Sie bis in die späte Nacht in der Abteilung verbleiben.

Deutsch von F. Pietzonka



Der Neid macht Kleines groß und aus Großen Kleine. Curt Goetz



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. jugoslawische Insel, 3. russischer Revolutionär, Bolschewik (1873–1906), 9. sowjetischer Hubschrauberkonstrukteur (1902–1973), 12. englische Schulstadt westlich von London, 13. Ausstellungsgelände in Erfurt, 14. Brettspiel, 15. nachtaktive Halbaffen, 16. feststehendes Abkürzungszeichen in der Kurzschrift, 20. Lobeserhebung, 22. arabischer Männername, 23. Teilzahlungsbetrag, 24. altes Wegemaß im zaristischen Rußland, 27. Pferdefahrzeug, 30. alte Bezeichnung für Armee, 32. Richtung der japanischen Tuschmalerei, die im 17./18. Jahrhundert weit verbreitet war, 34. kleines Behältnis, 35. Verkaufsstelle, 38. Schriftsteller (1889–1979), u. a. „Adel im Untergang", 40. Heidepflanze, 42. Stadt im Osten Frankreichs, 43. abgesteckte Linienführung, 46. Spaltwerkzeug, 48. Vertreter der klassischen deutschen Philosophie (1724–1804), 50. Strom in Sibirien, 52. dänische Insel am Südausgang der Kleinen Belt, 53. Getränk aus den Blättern einer südamerikanischen Stechpalme, 55. Inselrepublik im Mittelalter, 58. norwegischer Mathematiker (1802–1829), 60. Sammlung schriftlicher Unterlagen, 63. alte spanische Münze, 64. weiter Herrenmantel, 67. Gemisch von Harzen und ätherischen Ölen, 70. sowjetischer Weltraumhund, 71. Liebesgott (röm. Mythol.), 73. Angehöriger einer indoeuropäischen Völkergruppe, 75. militärisches Führungsorgan, 78. Brettspiel, 81. Titel islamischer Herrscher, 82. Bekleidungsstück, 84. Kopfbedeckung altpersischer Könige, 85. nachtaktiver Vogel, 86. Meeresbucht, 88. Schiffsliegeplatz vor dem Hafen, 89. Gesetztheit, Würde, 90. Hülsenfrucht, 91. Ton, 93. das höher als die Marsch gelegende Land, 94. englische Biersorte, 95. Rasenstück (bes. norddt.), 96. französischer Orientalist (1823–1892), 97. russischer Naturwissenschaftler (1720–1758), Erfinder des russischen Porzellans, 98. weltberühmter russischer Dichter, u. a. „Krieg und Frieden".

Senkrecht: 1. Lebewohl, Abschied (veraltet), 2. sowjetischer Maler und Grafiker (1910–1968), 3. Weinstube, 4. Sammlung von Aussprüchen, 5. Stadt in Schweden, 6. Stadt in Kolumbien, 7. sowjetischer Dokumentarfilmregisseur (1906–1978), 8. jugoslawische Stadt in Serbien, 9. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 10. inneres Organ, 11. Fluß in der Sowjetunion, 17. älteste lateinische Bibelübersetzung, 18. Männername, 19. Volksstamm in Südliberia, 21. Liebhaber, 25. Hunnenkönig (dt. Sage), 26. Riemenzeug der Zugtiere, 28. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 29. Budapester Sportstadion, 30. polnische Halbinsel, 31. schmale Stelle, 33. Brennstoff, 35. Spielkartenfarbe (Fr. Blatt), 37. sowjetischer Pkw-Typ (geländegängig), 38. Ackerunkraut, 39. griechischer Buchstabe, 41. Jungtier, 44. Kochsalzlösung, 45. gleich, 46. Sportboot, 47. altägyptische Göttin, 49. sowjetischer Schachweltmeister früherer Jahre, 50. österreichische Stadt an der Thaya, 51. Auftrag, Rechnung, 53. kraterförmige Senke, 54. Weltnachrichtenagentur, 56. sowjetisch-armenischer Schriftsteller, 57. Angehöriger der Turkvölker in der UdSSR, 58. Wesen, Natur, 59. altorientalischer Staat, 61. Futtermittel, 62. Schwur, 65. Frauenname, 66. altrömischer Kaiser, 67. chemisches Element, 68. nordischer Tauchervogel, 69. Zeichen, 72. Titel eines Gedichts von Goethe, 74. sowjetischer Dokumentarfilmregisseur (1896–1954), 76. besondere Begabung, 77. Felsengruppe im Elbsandsteingebirge, 78. sportliches Wurfgerät, 79. Begründer der Sowjetunion, 80. Hausvorbau, Söller, 83. Soll (Bankw.), 84. kalkreicher Ton, 86. Landschaftserhebung, 87. Vorname Ehrenburgs, 90. Währungseinheit in Bulgarien, 92. Handelsbrauch.

Die sowjetische Zirkuskunst hat eine lange Tradition und bringt immer wieder neue Attraktionen hervor. Mit der Lösung unseres heutigen Quiz ergibt sich ein Zirkuskünstler (Vor- und Familienname), der ein Kraftakrobat ist und zu einem der Magneten des Moskauer Zirkus wurde. Eigentlich hat er als Luftakrobat begonnen. Dann erlitt er einen Wirbelsäulenbruch, den er aber so ausgeheilt hat, daß er heute als „Kraftmensch Nr. 1" auf den Plakaten angekündigt wird.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in das Zahlenfeld – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 18 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

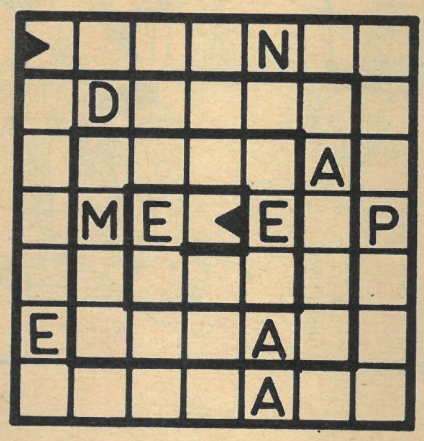
Einsendeschluß ist der 30. September 1987 (Poststempel). Die Auflösung und Namen der Gewinner finden Sie im Heft 22/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Wörterband

Von außen nach innen: Anklang, Verständnis – Betäubungsmittel – Blättchen an der Hutunterseite bestimmter Pilze – kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten – Kamelart – japanische Art waffenloser Selbstverteidigung – Brettspiel



– festgesetzter Preis – gegerbte Tierhaut.

Von innen nach außen: Vortrag – gesetztes Recht – Göttin der Verblendung (griech. Mythol.) – Insektenlarve – Masse der Verpackung – Nebenfluß der Wolga – Königin von Sparta (griech. Sage) – Norm, Richtschnur – polnischer Autor utopischer Literatur – Gebirge in Zentralasien – Stadt im Westen Polens – Sand- oder Kieswälle.

Vorsetzrätsel

Jedem der folgenden Wörter ist ein Buchstabe so voranzusetzen, daß neue Wörter entstehen. Die neuen Anfangsbuchstaben ergeben – nacheinander gelesen – eine im Stadtzentrum von Berlin gelegene Freifläche.

Eile – Ster – Ade – Isa – Karte – Orden – Abel – Last – Auge – Kater – Laute – Karina – Einer – Rahne – Aser.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

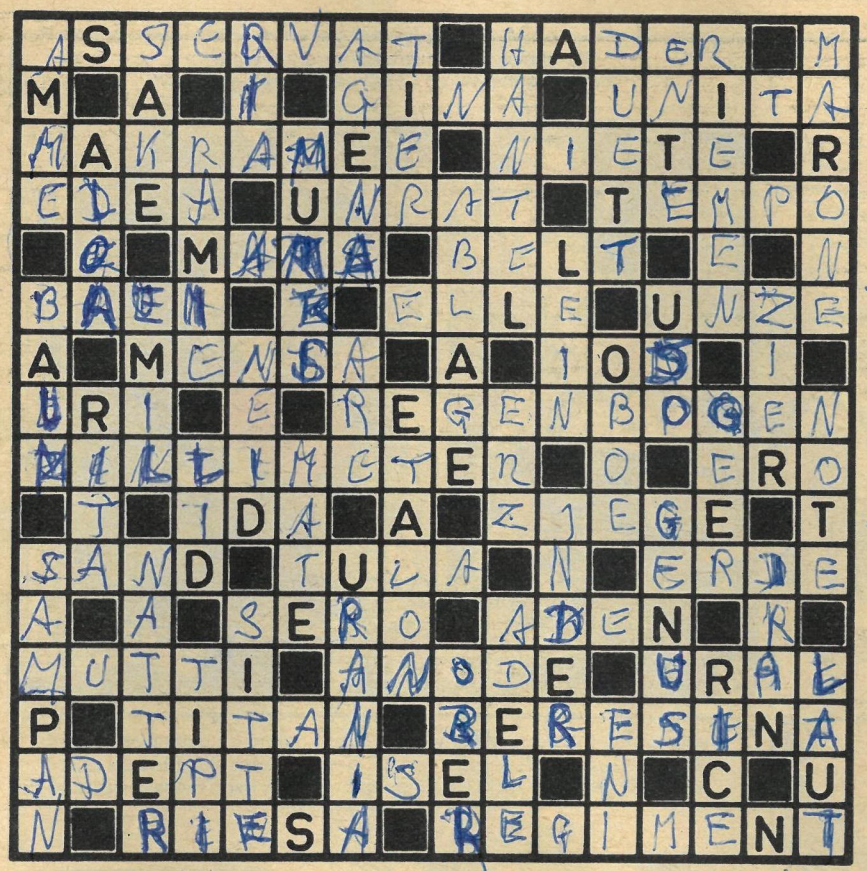
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. eine der Kleinen Sundainseln, 2. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 3. Kellner, 4. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule (Unteritalien), 5. Naturerscheinung, 6. Kinderfrau, 7. Muse der Himmelskunde, 8. Berg auf Kreta (Altertum), 9. Schweizer Flächenmaß, 10. Teil des Auges, 11. Nebenfluß der Drau, 12. Übungsgerät für den Kraftsport, 13. italienischer Frauenname, 14. Holzgewächs, 15. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 16. Eichmaß, Mustergewicht, 17. sowjetische Heldenstadt (südl. v. Moskau), 18. chinesisches Wohnboot, 19. Speisepilz, 20. kleine Einheit der Länge, 21. sowjetisches Gebirge, 22. Handelsbrauch, 23. amtlich aufbewahrte Sache (Rechtsw.), 24. ostasiatische Faserpflanze, Chinagras, 25. Mutter (Kinderspr.), 26. Triebkraft, wirkende Ursache, 27. Mißgunst, 28. Sommerbehausung der Prärieindianer, 29. Kanton in der Schweiz, 30. japanisches Nationalgetränk, 31. Erdart, 32. Babykost, 33. metallhaltiger Bodenschatz, 34. Ton, 35. Nebenfluß des Dnepr, 36. Titelgestalt bei Heinrich Mann, 37. Schwimmvogel, 38. Bewohner eines asiatischen Landes, 39. jugoslawischer Volksschelm, 40. Ruder bestimmter Sportboote, 41. islamischer Staat, 42. in geheime Künste Eingeweihter, 43. Knüpfarbeit mit Fransen, 44. Ölpflanze, 45. Gestalt aus „Die Fledermaus", 46. Maß für Sportgeräte, 47. Hauptstadt der VDR Jemen, 48. Lebewesen, 49. Gattung (Biol.), 50. Musikzeichen, 51. unordentliche Arbeit, 52. griechische Kykladeninsel, 53. Stadt an der Elbe, 54. Titelgestalt bei Erich Kästner, 55. Getränk aus den Blättern einer südamerikanischen Stechpalmenart, 56. Streit, Zank, 57. Kurzbezeichnung für Betriebe der Altstofferfassung, 58. Schlangenart, 59. Frauenname (Kurzf.), 60. Fehllos, 61. positive Elektrode, 52. Gehabe, Getue, 63. Ostseemeerenge, 64. Zentralorgan der Italienischen KP, 65. größerer militärischer Truppenteil, 66. Haltetau an der Gaffel (seem.), 67. chemisches Element, Metall, 68. Musikstück für zwei Singstimmen, 69. Holzblasinstrument, 70. alte Längeneinheit, 71. Name eines nordamerikanischen Sees, 72. Geschwindigkeitsgrad, 73. Studentenspeiseraum, 74. Gewohnheit, 75. US-amerikanischer Dramatiker (gest. 1967), u. a. „Menschen am Broadway", 76. Haustier, 77. Aktenordnung im Büro, 78. Planet.

Schach

Neuer Name im Berliner Schach oder: Interessante Partie

FRANZÖSISCH, Jörg Seils – Hans Ulrich Grünberg, DDR-Oberliga '86: **1. e4 e6 2. d4 d5 3. Sc3 Lb4 4. e5 c5 5. a3 L:c3 6. bc Se7 7. Dg4 0–0 8. Ld3 Da5 9. Ld2 Da4 10. Dh5 Sf5 11. g4 g6 12. Dg5 Sg7 13. Sf3 Sd7 14. Dh6 f6 15. h4 c4 16. h5 cd 17. hg hg 18. Dh7+ Kf7 19. ef K:f6 20. Th6 Ke7 21. D:g7+ Kd6 22. Se5 D:c2 23. Tc1 Db2 24. S:d3 D:a3 25. Th7 Kc6 26. Se5+ S:e5 27. Dc7+ Kb5 28. de b6 29. c4+ Ka6 30. Dc6 – 1:0.**

Diese interessante Partie betrachtet der junge Meister Jörg Seils (BSG Rotation) – neuer Name im Berliner Schach – als seine beste bei der DDR-Mannschaftsmeisterschaft 1986/87. Immerhin ist sein Gegner der bekannte Internationale Meister Hans-Ulrich Grünberg vom DDR-Mannschaftsmeister Buna Halle-Neustadt.

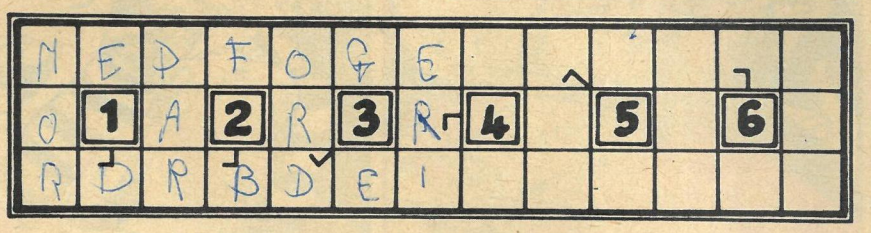
Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Anfangsbuchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Else – Troll – Niger – Lade – Ort – Anke – Nabel – Achse
Die neuen Anfangsbuchstaben ergeben die Bezeichnung für einen Schmuckstein.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:
1. asiatisch-australische Seerose, 2. Hafenstadt in Japan, 3. Amtstracht, 4. Stadt in Japan (Insel Honshu), 5. Stadt im europäischen Teil der Türkei (am Fluß Ergene).

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				



Viereckleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. einhöckriges Kamel, 2. mittelenglische Industriestadt, 3. Verkaufsstelle für Körperpflege- und Haushaltsartikel sowie Chemikalien, 4. Rückwechsel, 5. in der griech. Mythologie die Unterwelt, das Schattenreich, 6. weibl. Titelgestalt bei Schiller.

Auflösungen aus Heft 18/1987

Kreuzgitter, Waagerecht: Antonow (7), Skye (58), Altan (3), Traps (66), Robe (53), Gare (26), Leere (42), Eber (15), Steg (62), Spat (60), Eisler (18), Hag (31), Hull (32), Dana (11), Ion (35), Fes (21), Ger (27), Pud (49), Erek (19), Dose (14), Akt (2), Tratte (67), Efeu (16), Gala (23), Gama (24), Grieg (30), Amur (5), Spur (61), Anapa (6), Reger (52), Sieg (57), Deineka (13).
Senkrecht: Antoš (8), Thale (64), Nase (44), Ware (68), Lab (39), Sage (54), Knab (36), Eder (17), Leda (41), Pegel (46), Ree (51), Raster (50), Tau (63), SED (55), Prag (47), Thar (65), Giro (28), Knie (37), Hupe (33), Lada (40), Nestor (45), Fete (22), Sete (56), Kru (38), Degen (12), Sol (59), BAM (10), Fase (20), Agave (1), Amara (4), Gans (25), Mure (43), Areg (9), Grad (29), Iasi (34), Pro (48).

Wabenleiste: 1. Tauber, 2. Kasuar, 3. Korona, 4. Rorino, 5. Knoten, 6. Nevada. – Troika.

Einer fehlt: L(i)ege – A(n)ton – S(k)andale – A(u)la – E(n)gel – T(a)ube – A(b)be – M(e)ister – K(l)amm – Inkunabel.

Geschütteltes: Orel + Lem = Morelle

Um die Ecke gedacht: Staffelstab

Füllrätsel: 1. Eritrea, 2. Bergamo, 3. Meerane, 4. Almeria, 5. Lendery, 6. Belgier.

Rätselpyramide: 1. Ob, 2. Bor, 3. Ebro, 4. Obers, 5. Sorbet, 6. Borsten.

Raten und Rechnen:

8084	:	86	=	94
–		x		+
2777	+	28	=	2805
5307		2408	=	2899

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 15) aus Heft 16/1987

Waagerecht: 1. Joganson, 5. Iwanow, 9. Iwan, 12. Edda, 13. Igor, 14. Oblast, 16. Orange, 17. Tuba, 18. Rappe, 20. Itala, 22. Stab, 24. Wilhelm, 27. Neuber, 30. Ede, 31. Pirna, 32. Essig, 34. Aal, 36. Newski, 39. Eede, 40. Cent, 43. Newa, 46. Ire, 47. Llano, 49. Mehl, 50. Lwow, 51. Nano, 52. Gay, 53. Ili, 55. Aeta, 56. bong, 57. Echo, 58. Drude, 60. Ern, 61. Salz, 64. Earl, 66. tree, 67. Schadr, 70. Alu, 71. Ricke, 73. Insel, 74. Alk, 75. Lewski, 79. Arterie, 82. Saar, 84. Rasin, 87. Sog, 89. Lear, 90. Kennel, 91. Buhmann, 93. Real, 94. Unze, 95. Nobi, 96. Doge, 97. Neto, 98. Laster, 99. Samowar, 100. Lias.
Senkrecht: 1. Jerewan, 2. Groll, 3. Nelke, 4. nett, 5. Idol, 6. Waran, 7. Nandu, 8. Wiese, 9. Iota, 10. Wrubel, 11. Niamey, 15. Sims, 18. Repin, 19. Perow, 21. Asien, 23. Tran, 25. Hose, 26. Leila, 28. Elemi, 29. Buchara, 33. Geoid, 35. Atlas, 37. Einer, 38. Wroclaw, 41. Elend, 42. Soll, 44. Eros, 45. Angel, 48. Lyder, 52. Gotik, 54. Leser, 59. Reims, 60. Ehre, 62. Ansage, 63. Zalkalns, 65. Aula, 68. Ries, 69. Kaplan, 70. Aksaut, 72. Kanu, 76. Erkel, 77. Sinus, 78. Irene, 80. Tempo, 81. Runda, 83. Arno, 85. Alor, 86. Ibis, 88. Orel, 92. Nor.
Lösung: Isaak Iljitsch Lewitan

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Helmut Queißer, Schwarza, 6822

2. Preis:
75,– M Joachim Wegner, Wismar-Wendorf, 2402

3. Preis:
50,– M Inge Quardokus, Prenzlau, 2130

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Erika Lonitz, Berlin, 1141; Arno Otto, Weida, 6508; Karen Möller, Luckenwalde, 1710; Maria Lowski, Lübbenau/Spreew., 7543, Gerda Irrgang, Karl-Marx-Stadt, 9006

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 12

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

Schnell! In die Kajüte! Dein Bruder! Shenja!

Moment, laß mich erst noch den ruhmreichen Kapitän der „Ladoga" matt setzen.

Wir haben deinen Bruder gefunden, ein böser Zauberer! Er will Shenja umbringen!

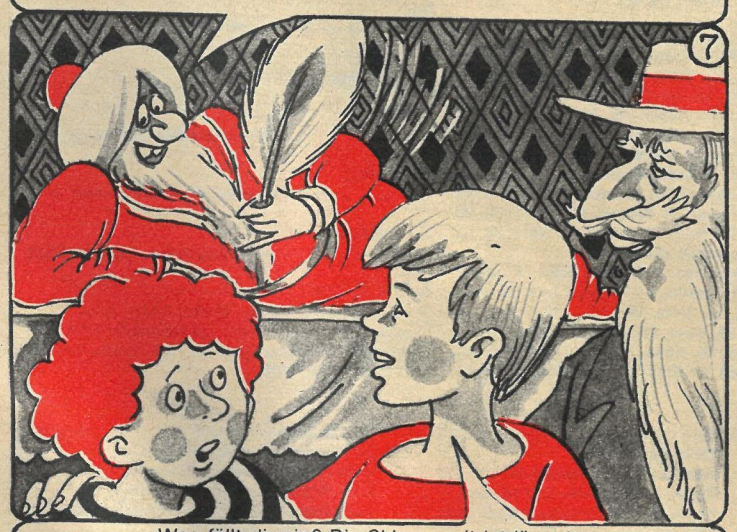
Als Hottab seinen Bruder gesund und munter erblickte, stürzte er auf ihn zu und umarmte ihn glücklich.

Hottab! Shenja muß jeden Moment sterben!

Dieser Greis mit dem schlohweißen Haar kann doch wohl nicht Shenja sein? Omar, Bruder, verdüstere die Wiedersehensstunde nicht durch eine unehrenhafte Tat! Die Jungs haben auch mich befreit, sie sind meine besten Freunde.

Omar knirschte vor Wut mit den Zähnen und murmelte: „Verwandle dich also zurück, unverschämter Bursche, werde, was du warst!" – Und tatsächlich – das Wunder geschah.

Ich habe den Wunsch meines Bruders erfüllt, Verachtungswürdiger! Dafür mußt du mir jetzt dein Leben lang mit dieser Pfauenfeder frische Luft zufächeln.



Was fällt dir ein? Die Sklavenzeit ist längst vorbei! Geh an Deck, wenn du frische Luft brauchst!

Für diese freche Rede wirst du sterben – noch bevor heute die Sonne untergeht.

„Wenn es so ist, bin ich gezwungen, die Sonne in ihrem Lauf anzuhalten. Sie wird weder heute noch morgen untergehen!" Shenja wußte, daß während des arktischen Sommers die Sonne Tag und Nacht am Himmel steht.

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach Produktivlöhnen der Energiewirtschaft
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

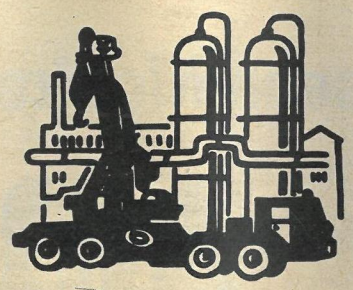
Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag	9–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 38.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**

Reg.-Nr. 277/IV/86



Schulabgänger 1988!

Werdet Facharbeiter im Chemieanlagenbau!
Der Betrieb VEB IMO Merseburg erwartet Euch!

Wir verfügen über ausgezeichnete Einrichtungen und Möglichkeiten zur Berufsausbildung im Grundberuf

Maschinen- und Anlagenmonteur

(Spezialisierungsrichtung Rohrleitungsbau)
Für Abgänger der 10. Klasse (nur Jungen)

Ausbildungsort:

BBS „Ernst Schneller" des VEB IMO Merseburg in Meuselwitz, Kreis Altenburg.
Unterbringung im Internat mit wöchentlicher Heimreise. Für die Jugendlichen aus Halle-Neustadt, Leipzig, Halle besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Schkeuditz mit täglicher Heimreise.
Für die Jugendlichen aus den Nordbezirken besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Böhlen mit Internatsunterbringung (auch über das Wochenende).

Ausbildungszeit 2 Jahre

Freizeitgestaltung

Entsprechende Einrichtungen bieten vielgestaltige Möglichkeiten für Sport und Erholung in der Freizeit.

Einsatzmöglichkeiten

Nach Abschluß der Facharbeiterprüfung erfolgt der Einsatz auf unseren Montagebaustellen in der Republik. Bei entsprechender Eignung kann ein Montageeinsatz im Ausland erfolgen.

Weiterbildungsmöglichkeiten

Bei positivem Gesamtverhalten und guten Leistungen bestehen vielfältige Möglichkeiten zur Qualifizierung in der eigenen Betriebsakademie (Qualifizierung zu einer höheren Prüfgruppe auf schweißtechnischem Gebiet, Meisterstudium u. a.). Auch eine Delegierung an eine Hoch- oder Fachschule durch den Betrieb ist möglich.

Entlohnung

Die Lehrlingsentlohnung erfolgt nach den gesetzlichen Bestimmungen. Nach dem 1. Lehrjahr werden unsere Lehrlinge auf einer unserer Baustellen eingesetzt.
Für diese Zeit werden auf der Grundlage des Montageabkommens zusätzlich gezahlt:
9,– M Auslösung ● Wegegeld ● Fahrgeldrückerstattung ● vierzehntägige Bezahlung der Heimreise ● Erschwerniszuschlag

Erforderliche Bewerbungsunterlagen

Bewerbungskarte ● Bewerbungsschreiben ● Lebenslauf ● Beglaubigte Zeugnisabschrift der 9. Klasse ● Bestätigung der gesundheitlichen Eignung ● 4 Paßbilder

Es ist ratsam, bei bestehendem Interesse für diesen Beruf schriftlich oder telefonisch noch vor der Bewerbung die Verbindung mit uns aufzunehmen!

Alle Anfragen und Bewerbungsunterlagen zur Aufnahme einer Berufsausbildung in unserem Betrieb sind an folgende Anschrift zu richten:

VEB Industriemontagen
Merseburg
Berufsberatung
Von-Harnack-Straße 15
Merseburg, 4200 Telefon 26 43 38/26 43 42

Diagnose in Moskauer Klinik:

AIDS-Test negativ?

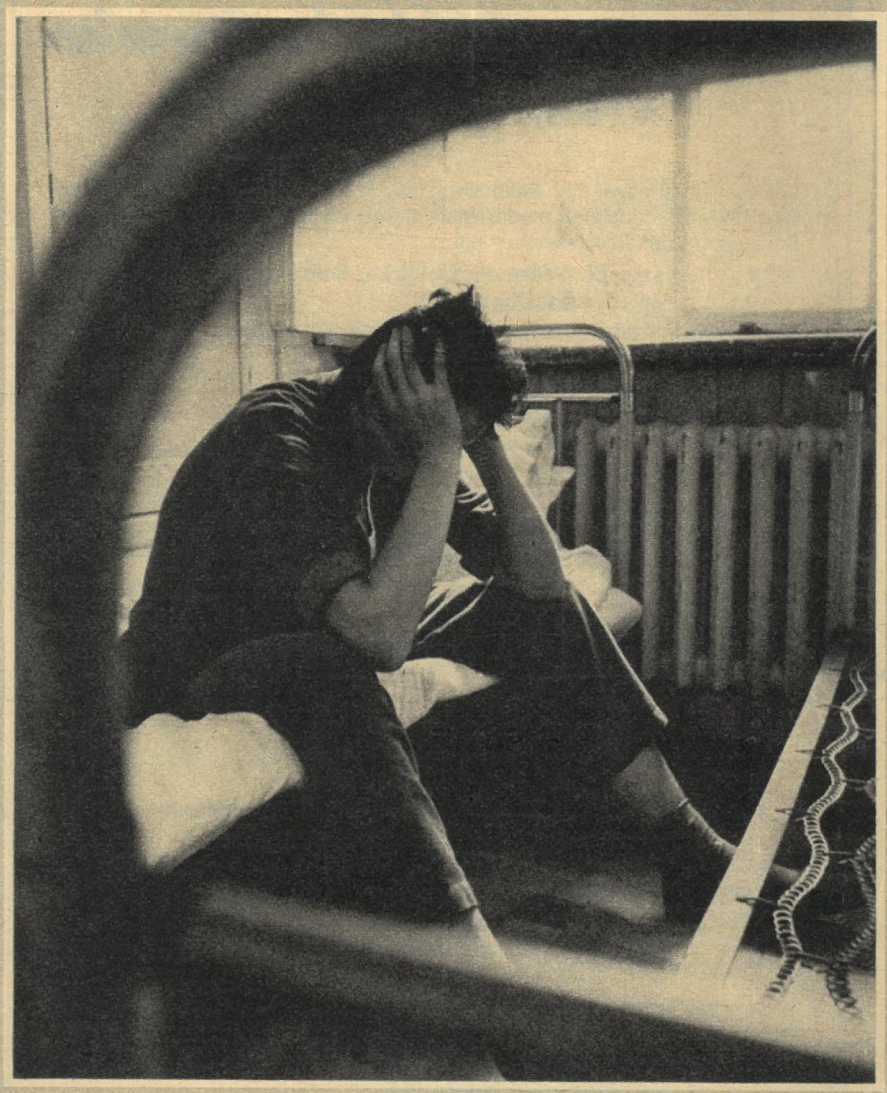
Ganze 0,0001 Millimeter groß sind jene Erreger, die – nach den Worten von Professor Pokrowski, federführend in der AIDS-Forschung der Sowjetunion – „eine der heimtückischsten Krankheiten" über die Menschheit gebracht haben. Von den Forschern wurden sie nach ihrer endgültigen Identifizierung durch den Franzosen Montagnier im Jahre 1984 als „Human Immunodeficiency Virus", kurz: HIV, bezeichnet. Als Anhäufung von Mikrokügelchen kann man sie nur im höchstauflösenden Mikroskop hinter den Wänden der menschlichen Körperzellen erkennen. Doch sind die Mikrolebewesen erst einmal in ausreichend großer Zahl bis dorthin vorgedrungen, können sie sämtliche Abwehrreaktionen des Organismus außer Betrieb setzen. Denn das Virus hat eine durch seine Oberflächeneiweiße vermittelte Verwandtschaft zu den Blutzellen, welche die Immunreaktion unterstützen, und zu Zellen des zentralen Nervensystems und zerstört diese. Wer von dem Virus befallen wurde und wo dieses seinen – bisher noch weitgehend unbekannten – Wirkmechanismus in Kraft setzen konnte, da kann der kleinste Schnupfen zur Katastrophe führen...

Wo Antikörper sind, läßt sich auch der Erreger nachweisen.

Bei den zunächst in verschiedenen Zentren der Welt entwickelten Test-Systemen der sogenannten ersten Generation, wo man mit inaktivierten HIV-Viren arbeitet und die Antikörper nachweist, ist die Prozedur sehr langwierig und dauert mindestens zweieinhalb Stunden. Außerdem ist es zumindest für die Forscher nicht ungefährlich, mit solchen „echten" Erregern einer derart unberechenbaren Krankheit im Labor zu hantieren. Deshalb waren die sowjetischen Mediziner von Anfang an bestrebt – wie Doktor Kornejewa betont, eine junge Ärztin, die im vergangenen Herbst übrigens die erste sowjetische Dissertation zur AIDS-Problematik verteidigt hat –, die wesentlichsten Anteile des AIDS-Virus auf „künstliche" Weise zu erhalten – nämlich durch Gen-Manipulation. Und ihnen ist es in der Zwischenzeit tatsächlich gelungen, die aktivsten Fragmente der HIV-Eiweiße, auf welche der Organismus mit der Produktion von AIDS-Antikörpern reagiert, zu synthetisieren. Labortests im Moskauer Institut für Immunologie brachten den Nachweis, daß die so gewonnenen Peptidfraktionen praktisch fehlerfrei wirken und daß ihre Reaktion auf sie identisch ist mit der auf die „echten" inaktivierten Viren. Nach Ansicht der Wissenschaftler können diese Peptide möglicherweise auch der Ausgangspunkt für die Entwicklung synthetischer AIDS-Vakzine, also eines Impfstoffes gegen die Krankheit, sein...

Doch bis dahin ist es noch ein langer Weg. Vorerst immer mehr Länder – inzwischen sind es 123 – registrieren HIV-infizierte Menschen und melden sie der Weltgesundheitsorganisation WHO. Berücksichtigt man die große Dunkelziffer, so geht die Zahl der jetzt weltweit Infizierten wohl an die 100 000 bis 150 000 heran. Professor Pokrowski sagt, daß in der Sowjetunion das AIDS-Virus zum ersten Mal 1984 bei einem elfjährigen Mädchen nachgewiesen wurde, das wahrscheinlich durch eine Bluttransfusion infiziert worden ist. Der erste eindeutige Krankheitsfall, bei dem AIDS zum Ausbruch kam, wurde in der Sowjetunion Anfang 1987 bemerkt. Im Juni gab es laut „Moskowskaja Prawda" vom 17. 6. in der UdSSR 53 AIDS-Fälle, darunter 16 Sowjetbürger; im August waren es der „Sozialistitscheskaja Industrija" vom 19. 8. zufolge schon 130 Erkrankungen mit 19 Sowjetbürgern. Gestorben sind an AIDS in der Sowjetunion bisher zwei Ausländer.

Zum Glück wohl für die ganze Menschheit weist das AIDS-Virus



zwei Besonderheiten auf: Es verliert in der Umwelt sehr schnell die Aktivität und Lebensfähigkeit und stirbt beispielsweise beim Erhitzen über 57 °C oder bei Einwirkungen mit zwanzigprozentigem Spiritus sofort ab. Damit sind dieser als „Pest des 20. Jahrhunderts" bezeichneten Infektionskrankheit eigentlich für eine zügellose Verbreitung Grenzen gesetzt, die sich unter den Bedingungen der modernen Zivilisation und einer aufgeklärten Gesellschaft beeinflussen lassen müßten. Deshalb nimmt in dem jüngst beschlossenen Programm der UdSSR zum Kampf gegen AIDS die sanitär-hygienische Aufklärung einen bedeutenden Platz ein. „Vor allem muß mit vielen falschen Vorstellungen und Gerüchten Schluß gemacht werden – etwa, daß man sich mit dem Virus in der Badeanstalt oder gar in der Eisbar infizieren könnte", sagte die Leiterin des Moskauer AIDS-Testlabors. Schon in den ersten drei Tagen nach seiner Eröffnung im Frühjahr kamen über 100 Leute hierher und ließen sich untersuchen. „AIDS ist zwar bisher nicht heilbar, aber Infizierte können ihr Verhalten so einrichten, daß zusätzliche schädigende Einflüsse vermieden werden und sie die Krankheit nicht weiterverbreiten. Dazu müssen sie qualifiziert betreut werden. Doch die meisten scheuen zu einer solchen Zeit den Schritt zum Arzt in die Poliklinik nebenan. Des-

Igor ist beunruhigt. Seit Wochen fühlt er sich fiebrig und schlapp. Vor drei Jahren hatte ihm nach einem Unfall im Ausland viel fremdes Blut das Leben gerettet. Nun war in dem Bericht einer Illustrierten gerade aus jenem Land von der todbringenden Gefahr zu lesen, die man in den Blutkonserven dort entdeckt hat. Sollte es auch ihn erwischt haben?

halb ist unser zentraler Analysedienst für jedermann eingerichtet worden."

Junge Leute in weißen Kitteln bitten, sich hinzusetzen und einen Fragebogen auszufüllen. Die neun Fragen darauf betreffen den Gesundheitszustand und das Infektionsrisiko. Dann muß man den Arm freimachen, die Ärzte öffnen eine Packung mit Einwegspritzen... Zwei Tage später kann man per Telefon das Ergebnis erfahren. Für Igor fällt der Test negativ aus! „Die Verantwortung, sich der Behandlung zu stellen, liegt bei jedem einzelnen", betont Professor Pokrowski, „die Bekämpfung aber bleibt natürlich eine Sache der ganzen Gesellschaft." In der Sowjetunion wird zur Zeit ein enges Netz von Laboratorien zur AIDS-Diagnose für Patienten und Blutkonserven geschaffen. Solche spezialisierten Einrichtungen gibt es jetzt schon in 100 Städten des Landes. Und 1986 sind 200 Mediziner als „AIDS-Fachärzte" speziell ausgebildet worden. In der Forschung arbeitet man sowohl an Medikamenten, welche eine Vermehrung des Virus verhindern sollen, wenn es in den menschlichen Organismus eingedrungen ist, als auch an der Schaffung von Präparaten, die das Immunsystem des Menschen stimulieren.

Dieter Martin

Fotos: TASS/Podärin

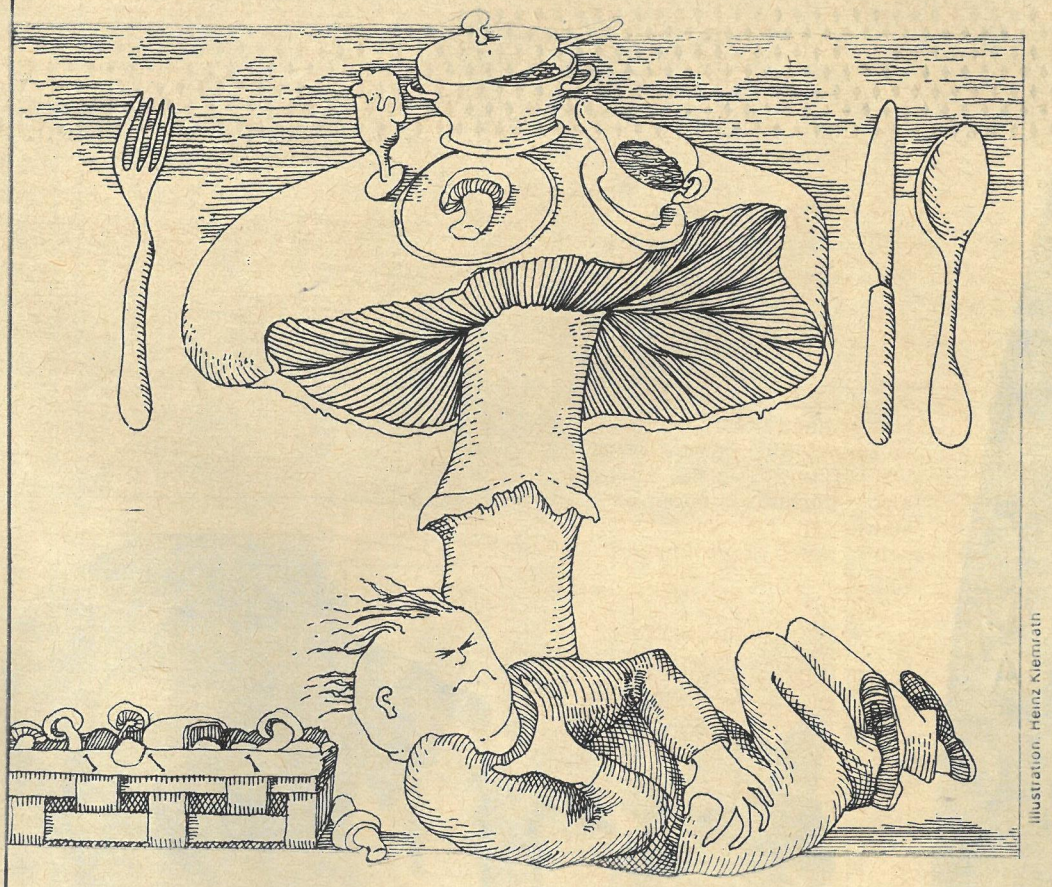


Illustration: Heinz Klemrath

Wie nahrhaft sind Pilze?

Pilze suchen, sammeln und essen ist als gesundheitsförderndes Freizeitvergnügen zu empfehlen! Wer ißt nicht gern Suppen und Soßen mit Pilzgeschmack, geschmorte Pilze als Beilage oder auch als Hauptgericht! Weniger bekannt ist der Nährwert dieser Wald- und Wiesengewächse. Eßbare Pilze enthalten 86 bis 92 Prozent Wasser. Mit einem Wert an Nahrungsenergie von 25 bis 30 kcal (110 bis 150 kJ) je 100 g sind sie als energiearm einzustufen und deshalb zur Verwendung in einer Schlankheitskur geeignet; vorausgesetzt, man bereitet sie mit wenig Fett zu. Der Eiweißgehalt frischer Pilze liegt zwischen 1,5 bis 5 Prozent. Getrocknete Pilze weisen je 100 g 17 bis 20 g Eiweiß auf; der biologische Eiweißwert ist zwischen dem von Rindfleisch und von Hülsenfrüchten einzustufen. Im Volksmund bezeichnet man Pilze wegen ihres Eiweißgehalts auch als „Fleisch des Waldes". Frische Pilze enthalten mehrere Vitamine: Der durchschnittliche Gehalt an Vitamin B_1 entspricht dem von Speisequark, Tomaten oder Magermilch. Der Vitamin-B_2-Gehalt gleicht im Mittel dem einiger Käsesorten (Edamer, Limburger). Ernährungsphysiologisch besonders wertvoll ist der Gehalt an einigen Mineralstoffen. So entspricht der durchschnittliche Phosphatgehalt frischer Pilze dem von Milch und Hammelfleisch und der Eisengehalt dem von Rind- und Kalbfleisch. Pilzgerichte sind vor allem durch ihr würziges Aroma beliebt. Bisher hat man in einigen Pilzarten bis zu 50 verschiedene Aromastoffe nachweisen können. Aus ihren jeweiligen Kompositionen ergibt sich der für jede Pilzart spezifische Geruch und Geschmack. So zeichnen sich Steinpilze durch ein nußkernartiges Aroma aus. Und ein winziger Pilz verrät seinen Standort durch intensiven Knoblauchduft – daher der Name Knoblauchschwindling. Frische und getrocknete Pilze eignen sich also sehr gut zum Würzen von Soßen, Suppen, Eintöpfen und bestimmten Fleischgerichten.

Beim Verzehr mancher Pilze, wie zum Beispiel einiger Tintlingsarten und des Hexenröhrlings, ist vom gleichzeitigen Alkoholgenuß abzuraten. Nimmt man nach einem solchen Pilzessen alkoholhaltige Getränke zu sich, treten charakteristische Vergiftungserscheinungen auf, die sich in Kopfschmerzen, Herzklopfen, Hitzegefühl und in einer rötlich-violetten Verfärbung der Gesichtshaut zeigen.

Für die Verwendung und Aufbewahrung frischer Pilze gelten folgende Hinweise: Sie müssen vor dem Braten oder Schmoren gründlich geputzt und kurz gewaschen werden. Für die Aufbewahrung in Tiefkühltruhen eignen sich besonders Kulturchampignons, Steinpilze, Maronenröhrlinge, Rotkappen und Pfifferlinge. Nach gründlichem Säubern und Waschen soll man Pilze vor dem Tiefgefrieren vier bis sechs Minuten in kochendem Wasser blanchieren. In Plastebeuteln oder -schachteln verpackt, müssen sie bei −25 °C eingefroren werden und lassen sich bei einer Temperatur von −18 °C bis zu 12 Monate aufbewahren. Zur Verwendung kommen die Pilze in gefrorenem Zustand in den Kochtopf. Die Zubereitung erfolgt dann wie bei frischen Pilzen. Einmal an- oder aufgetaute Pilze darf man nicht erneut einfrieren. Von der Aufbewahrung und dem Wiederaufwärmen bereits zubereiteter Pilzgerichte muß abgeraten werden.

FREIE WELT -Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 9

Im nächsten Heft: Der Appetit kommt beim Essen

Berlin, wie hast dir verändert!

So lautete die richtige Lösung im Großen 10 000–Mark–Sommerpreisausschreiben (FW 13/87), an dem sich 22 470 Leser beteiligt haben. Fürs Mitmachen danken wir allen und gratulieren den Gewinnern. Das Los entschied:

1987 Mark gehen an Günter Kegel, Pirna;
1237 Mark gehen an Hans Basler, Vacha (Rhön).
Je 750 Mark erhalten Herbert Riese, Jena; das Büro für Standardisierung, VEB Transportgummi, Bad Blankenburg; Mandy Apel, Saalfeld; O. Schulze-Dammert, Schönebeck (Elbe); Gruppe 3, Volkssolbad KSI, Bad Kösen; Klaus Schreiber, Berlin; Anna Domski, Rostock.
Je 750 Groschen erhalten Ursula Fink, Schwedt; Gertraude Gentsch, Döbeln; Jürgen Tomm, Leipzig; Eva Schicke, Rostock (z. Z. „MS Riesa", Hafen Haldia, Indien); Annemarie Mohr, Magdeburg; Uwe Lartz, Groß-Wüstenfelde; Helmut Hennig, Berlin; Lisa Trinks, Karl-Marx-Stadt; H.-J. Rabenberg, Torgelow; Jürgen Lommatzsch, Dresden; Hildegard Fritzsche, Greiz; Daniela Heinz, Bad Düben; Alice Frank, Berlin.

Und da ist noch der Sonderpreis!

Ein Sparbuch über 551 Mark für ein Kind, das – urkundlich ausgewiesen – am 4. Juli 1987 in der Hauptstadt der DDR das Licht der Welt erblickte. Auch hier sprach das Los das letzte Wort:

Unser Berlin-Baby heißt Christoph Strauss!

Seine Wiege steht auf der Fischerinsel, wo Alfred Paszkowiak den jüngsten, lachenden Preisträger porträtierte. Und weil weitere sieben glückliche Eltern uns Familienzuwachs anzeigten, schicken wir ihren Babys je einen Berliner Bären per Post: Benjamin Zweiniger, Oberweißbacher Straße; Jan Peer Berndt, Mittelheide; Stefan Häusler, Zingster Straße; Christina Goldstein, Kiekebuschstraße; Stefanie Schütt, Haeckelstraße; Torsten Wald, Bossestraße; Friedrich Langen, Niebergallstraße. Beste Wünsche begleiten sie.

Bleiben Sie uns gewogen und gewinnen Sie mit bei unserem nächsten Preisausschreiben (FW 20/87) zum Thema Literatur anläßlich der „Tage des sowjetischen Buches".

Preisfrage

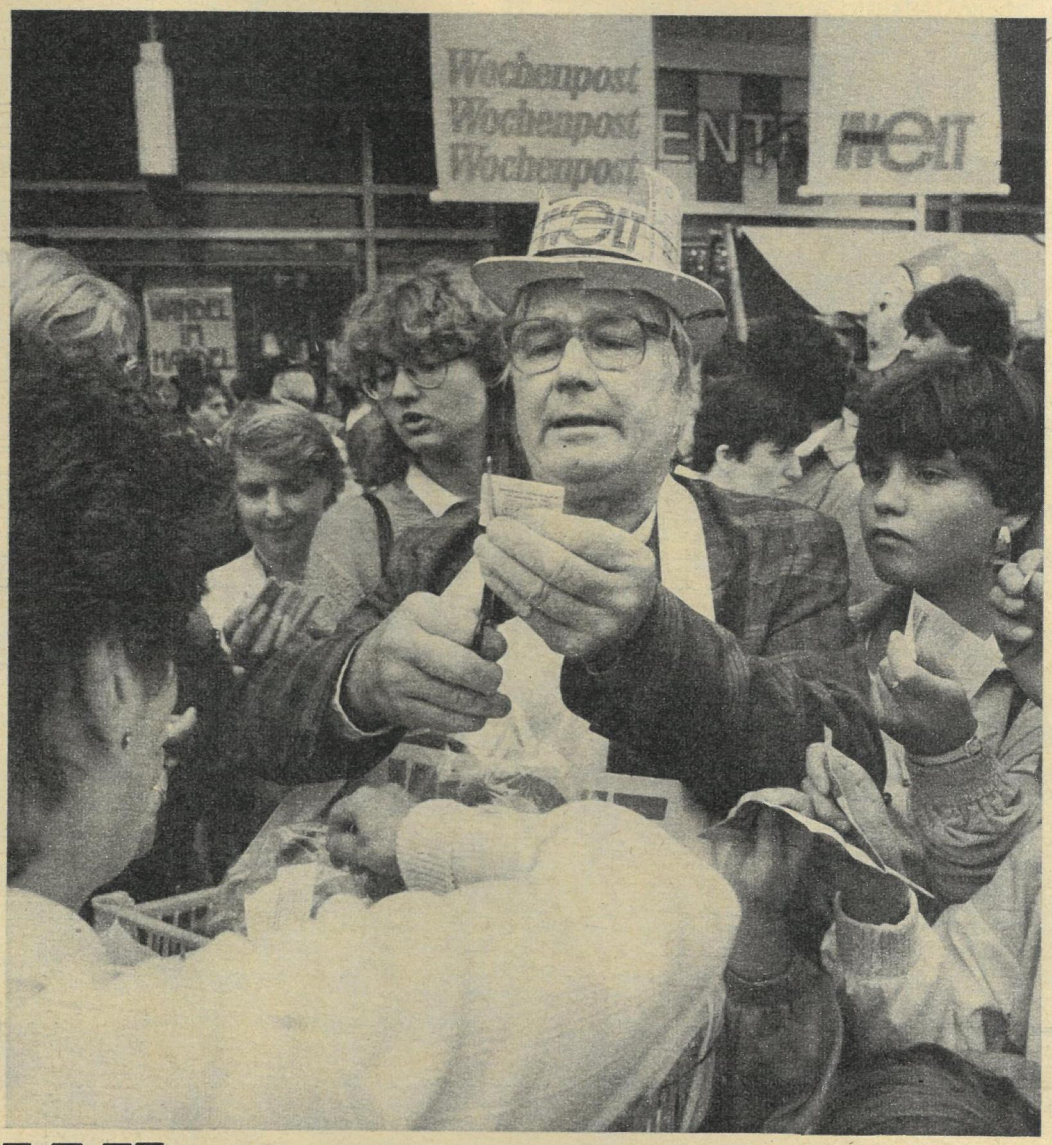
Heft 19/87

Wieviel Silbermann-Orgeln sind in der DDR noch erhalten?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 21/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 23. September 1987. Auflösung von Heft 17/87: Uratoxidase. Wir gratulieren Hiltrud Göldel, Zwenkau.

Unser Dank

für Spenden zu unserer Solidaritätsaktion am 28. August 1987 gilt heute: der Grundorganisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in der Krippenvereinigung Greifswald; S. Grams, Zeitz; Gerda und Reinhold Linke, Magdeburg; Yvonne Linke, Magdeburg; Johanna Begerow, Rudolstadt; Peter Baehr, Wittenburg; Ute Dreßler, Weißwasser; Regina und Kurt Gumbrecht, Ruhla; Hans Walz, Eisenach; Erna Matern, Kyritz; Kerstin Vogel, Kmehlen; Wolfgang Reball, Berlin; Rudolf Bergner, Gera; Friedel Siebert, Berlin; Erna Kaiser, Berlin; Frau Dr. Kolakowsky, Berlin; Maria Lenze, Berlin; Wettig, Jena; A. Rassek, Zwickau; Dr. Joachim Witzschel, Radebeul; Ilse Büchner, Görlitz; Uffz. Morawietz, Rostock; Reinwald Schüchner, Dresden; Familie Borrmann, Halle-Neustadt; Steffen Rödiger, Bad Frankenhausen; Familie Wlasly, Karl-Marx-Stadt; Margot und Heinz Voigt, Leipzig; Anne Büchner, Berlin; Anita Knöfel, Seebach; Ursula Wilde, Dresden; Roswitha Bohnstaedt, Nossentiner Hütte; Anni Matthes, Werdau; dem Kollektiv des Direktorats Kader, Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List", Dresden; Gerda Kreß, Dresden; Familie Frehse, Berlin; Barbara und Gerhard Müller, Erfurt; Hanna Dietz , Bernburg; Manfred Jokisch, Rodleben; Hannelore Walz, Eisenach; Schellhorn, Leipzig; Waldemar Doms, Senftenberg See; Edeltraut Döhre, Wittenberg; Familie Müller/Szymanski, Wetterzeube; Ursula Allert, Forst; H. Körbs, Hermsdorf; Hildegard Babel, Berlin; Gertrud Liebbrand, Berlin; Familie Deckert, Neubrandenburg; Herta Bosse, Berlin; G. Jeske, Sommerfeld; Gisela Büttner, Berlin; Erich Hausmann, Suhl; Erika Bork, Strausberg; Hilde Freimuth, Deutschneudorf; Ellinor Meizin, Berlin; Luise Schultze, Leipzig; Hans Kräußlich, Potsdam; Dr. Georg Schwesinger, Portage La Prairie (Kanada); Gerda Frede, Berlin; Peter Fröse, Altenberg; A. Ritter, Merkers; W. Lehmann, Gera; H. Vetterlein, Jena.



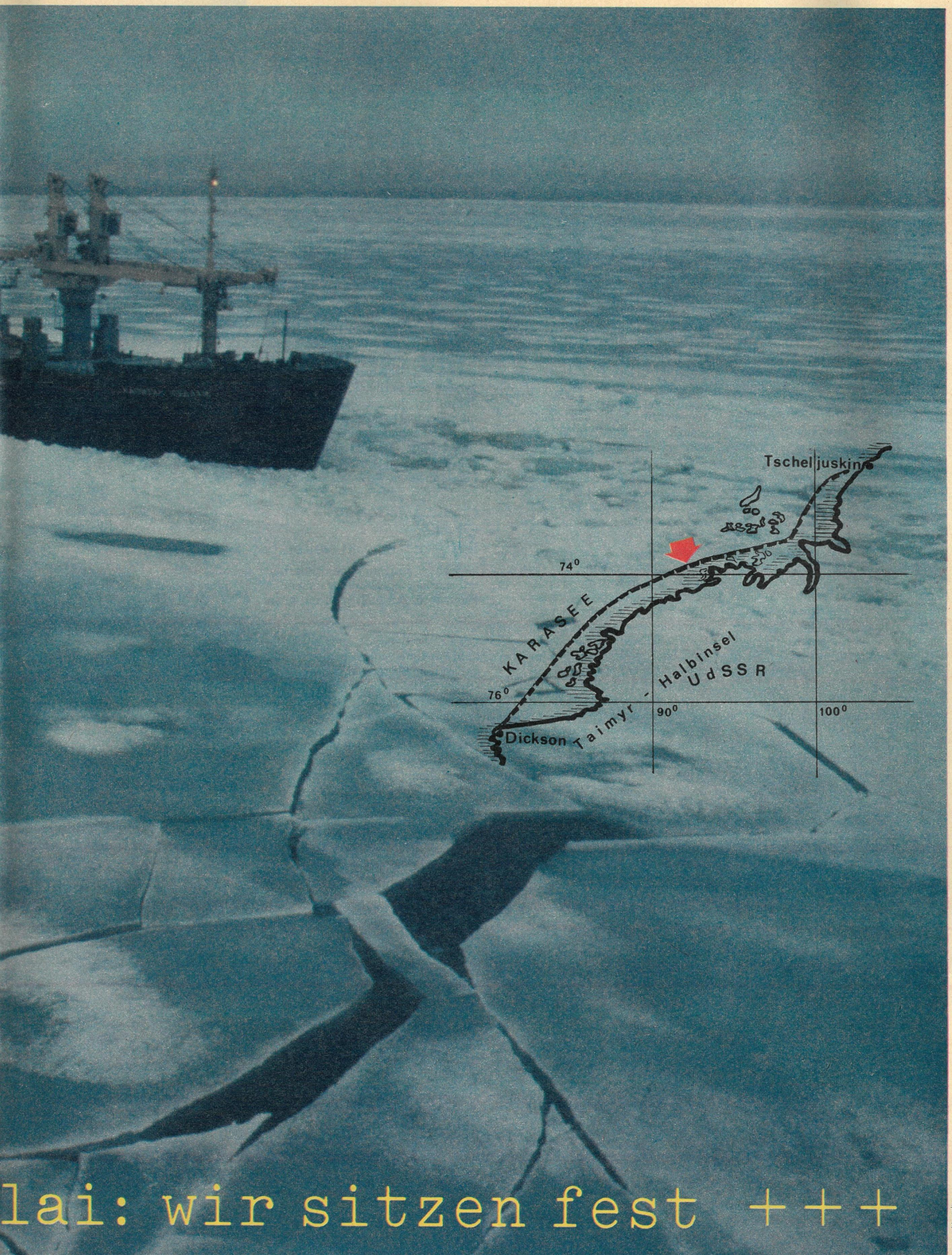
„Möge dieser Tag ein großer Erfolg werden! Wir sind wie jedes Jahr am letzten Freitag im August auch auf dem Alex", hatten uns Barbara und Gerhard Müller aus Erfurt geschrieben. Schade, wir sind ihnen inmitten des Getümmels von 250 000 Berlinern und Hauptstadtbesuchern nicht begegnet. Aber wir sind sicher: Sie waren genau wie wir von dem Schwung und der Stimmung auf dem Solidaritätsbasar der Berliner Journalisten 1987 begeistert. Von früh bis spät Betrieb auch an den vier FREIE WELT-Tischen, wo uns Mitarbeiter des Zentralvorstands und des Zentralen Hauses der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft kräftig unterstützten. Ihnen und allen anderen Helfern unseren herzlichsten Dank! Heiß begehrt diesmal Spielzeug und Weihnachtsbaumschmuck aus der Sowjetunion, dich umlagert der Stand mit den Bücherspenden unserer Leser, viele Kauflustige fanden sich für die Lose der Internationalen Solidaritätslotterie der IOJ. Und ganz gleich, auf welche Weise sich jeder beteiligte – uns alle einte der Wille, „In antiimperialistischer Solidarität für Frieden und Abrüstung" mit Wort und Tat einzutreten!

Wir waren wieder dabei

FREIE WELT EXKLUSIV

Der Nördliche Seeweg ist auch im Sommer voller Gefahren. Vor der Küste der Taimyr-Halbinsel umschließen Eismassen den Frachter „Kapitän Kudlai". Doch rechtzeitig kommt ihm der Eisbrecher „Kiew" zu Hilfe. An Bord unser Moskauer Fotokorrespondent Volkmar Billeb (Bild und Text).

+++ funkspruch von der kud



lai: wir sitzen fest +++

Wir sitzen fest

Eisiger Wind schlägt uns nach der Landung in Norilsk, der Großstadt hinter dem Polarkreis, entgegen. „Das ist hier an über dreihundert Tagen im Jahr Normalzustand", sagt der Flugplatzchef und dirigiert uns umgehend in eine Frachtmaschine, wo wir uns auf die harten Bänke zwischen festgezurrte Gemüsekisten zwängen. „Dickson" entziffere ich als Anschrift auf den Vitaminbomben. Es geht also wirklich weiter nach Norden! Auf den Nördlichen Seeweg – die kürzeste Verbindung zwischen den Häfen im europäischen Westen und im Fernen Osten der Sowjetunion, wo die Fahrt von Leningrad nach Wladiwostok nur 14 280 Kilometer ausmacht – statt 23 200 Kilometer über Suez oder gar 29 400 Kilometer um Afrika herum. Vielleicht kommen wir – eine Handvoll Moskauer Korrespondenten sozialistischer Länder und ich als einziger DDR-Fotoreporter – übers Eismeer sogar nach Tscheljuskin, den nördlichsten Punkt des europäischen Kontinents?

Unter uns vorerst die Westküste der Taimyr-Halbinsel, im flachen Morgenlicht zunehmend helle Schneereste, die nun, Mitte August, auch nicht mehr schmelzen werden. Kaum auf dem Inselflughafen Dickson angekommen, fliegen wir mit dem Hubschrauber rüber nach Dickson-Festland, das keinen Platz für eine Rollbahn hat. Hier telefonieren unsere Begleiter mit dem Kapitän des auf Reede liegenden Eisbrechers „Kiew". Er will sofort auslaufen, denn aus dem Eis der Karasee hat sich ein Frachter gemeldet, der aus eigener Kraft nicht mehr weiterkommt und Bugsierhilfe braucht: Die „Kapitän Kudlai", mit Ladung fürs nordjakutische Tiksi unterwegs, ein in der DDR gebauter 22 000tonner der Eisklasse, steckt im Eis. Umso verständlicher meine Freude, daß wir bei der Hilfsaktion dabeisein dürfen!

Einzelkajüte mit Telefon: Der Kapitän hat die Null

An Bord der „Kiew" wird jedem von uns eine Kajüte für sich allein zugewiesen. So oft Gäste auf dem Eisbrecher? „Nein", lacht der Kapitän, „wir arbeiten jetzt nach der wirtschaftlichen Rechnungsführung und haben die ursprüngliche Besatzungsstärke von 124 Mann auf 65 reduziert." Über meiner Tür steht: „Dritter Maschinist". Abgeteilte Schlafkoje, Schreibtisch, Sofa, Sessel, Teppich. Und Telefon: Der Kapitän hat die „0", der Bootsmann die „71".

Die „Kiew" ist der älteste dieselelektrische Eisbrecher der Murmansker Reederei, hat 22 000 PS und schafft bei über 15 000 Tonnen Wasserverdrängung gut und gerne 18 Knoten Fahrt.

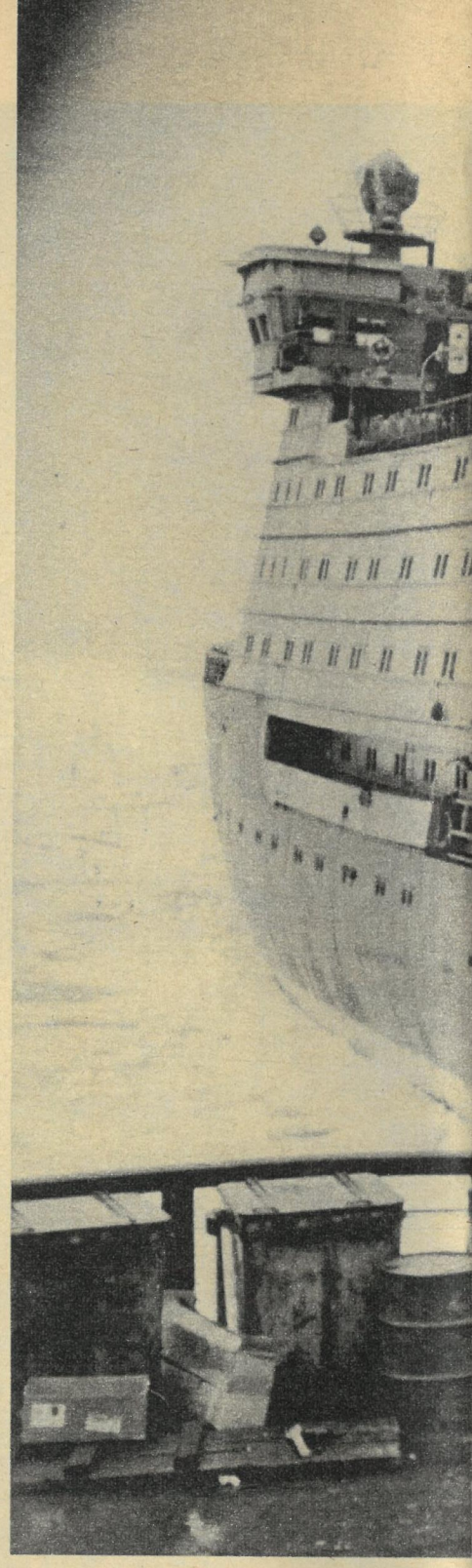
Und die führt jetzt nach Norden, in die Karasee. Ruhiges Wasser, kaum Wellen, von Eis weit und breit keine Spur. Allerdings scheint es zwischen Tag und Nacht keinerlei Unterschied zu geben. Am Ende der Kapitänswache, um Mitternacht, sitzen wir im Hellen noch mit Kapitän Worobjow zusammen. „Meine Arbeit kann man auf keiner Schule lernen", sagt er, „nur hier in der Arktis. Wir sind hier oben weniger Eisbrecherkapitäne als im Sternenstädtchen Kosmonauten ..."

Die Eisgrenze, wo wir der „Kudlai" weiterhelfen werden, soll um ein Uhr erreicht sein. Mit Kameras und Mikrofonen warten wir ungeduldig auf der Brücke und dem Vorschiff. Doch noch passiert überhaupt nichts. Ich kann den Worten des Bootsmanns kaum glauben, daß wir vom Eis bald mehr als genug haben werden ... Doch dann: Nach kurzem Schlaf sind wir mittendrin. Heftige, kurze Stöße im Schiff. Nebel, Regen, Eisfelder bis zum Horizont. Aufeinander geschobene Schollen, Eiswälle. Dünneres Eis sortiert der Bug unseres Schiffs nach links und rechts, bei stärkerem Eis schiebt sich das Vorschiff aufs Eis und bricht mit seiner Last die Fahrrinne für den Frachter, der seit drei Uhr morgens kurz hinter uns ist, nachdem wir ihn aus der Eisumklammerung befreit haben.

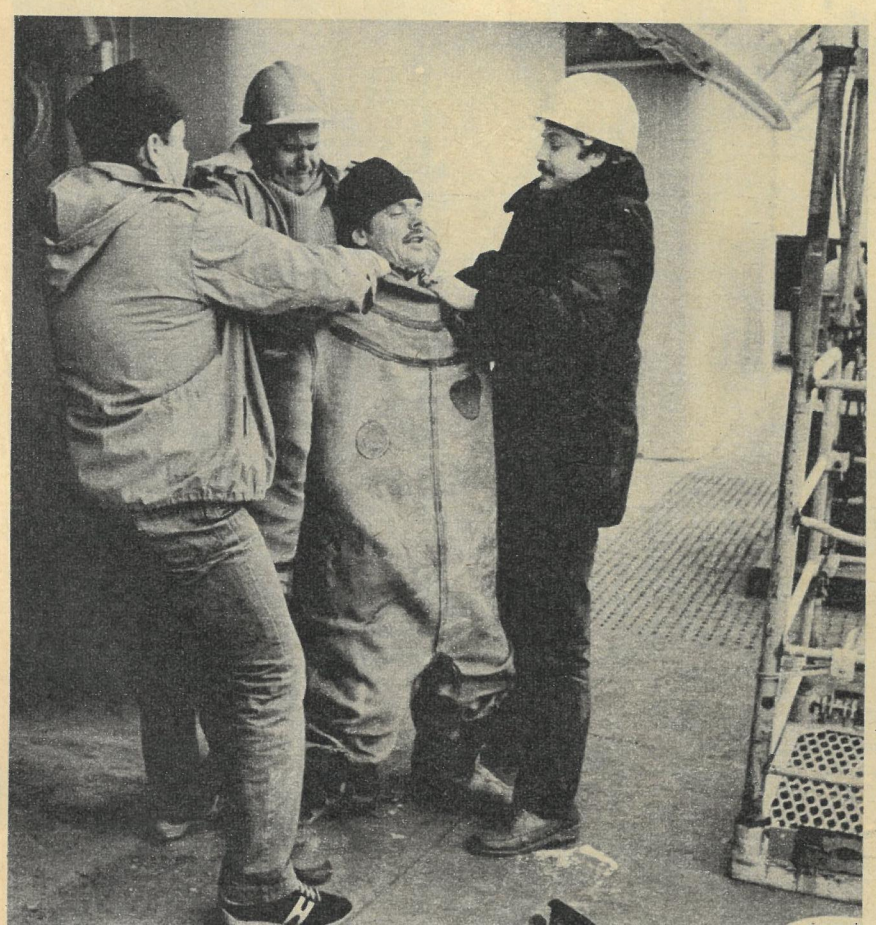
Die „Kiew", erster Helfer in der Not, schafft der „Kudlai" allerdings kein freies Fahrwasser, sondern hinterläßt nur zerkleinerte Eisbrocken. Sie bereiten dem schwerbeladenen Frachter doch noch erhebliche Mühe, uns mit sechs bis acht Knoten zu folgen. Was wird in dikkerem Eis oder wenn er den Kontakt zu uns verliert? Es gelingt mir kaum, ihn gut ins Bild zu bekommen, denn sein Abstand zu uns ändert sich ständig, und oft hat der Nebel ihn wieder verschluckt. Dann ist er nur noch als gelber Fleck auf dem Radarschirm zu sehen ...

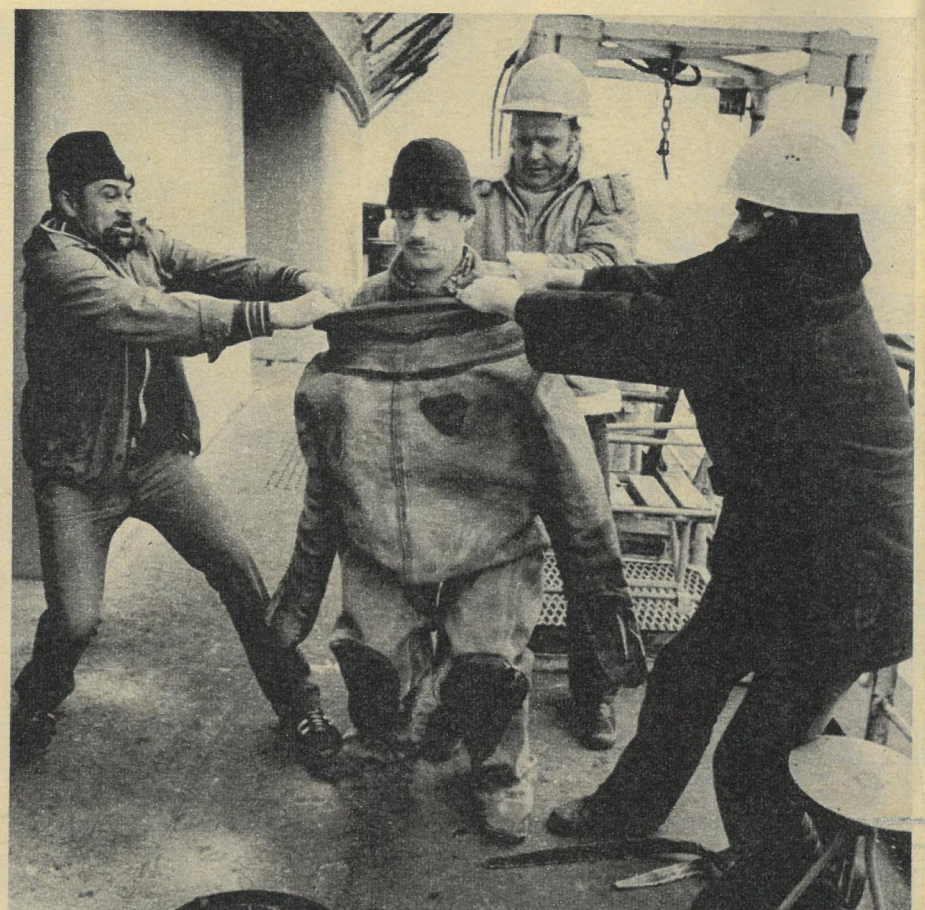
Umstieg mitten im Eismeer: Die „Krassin" hilft weiter

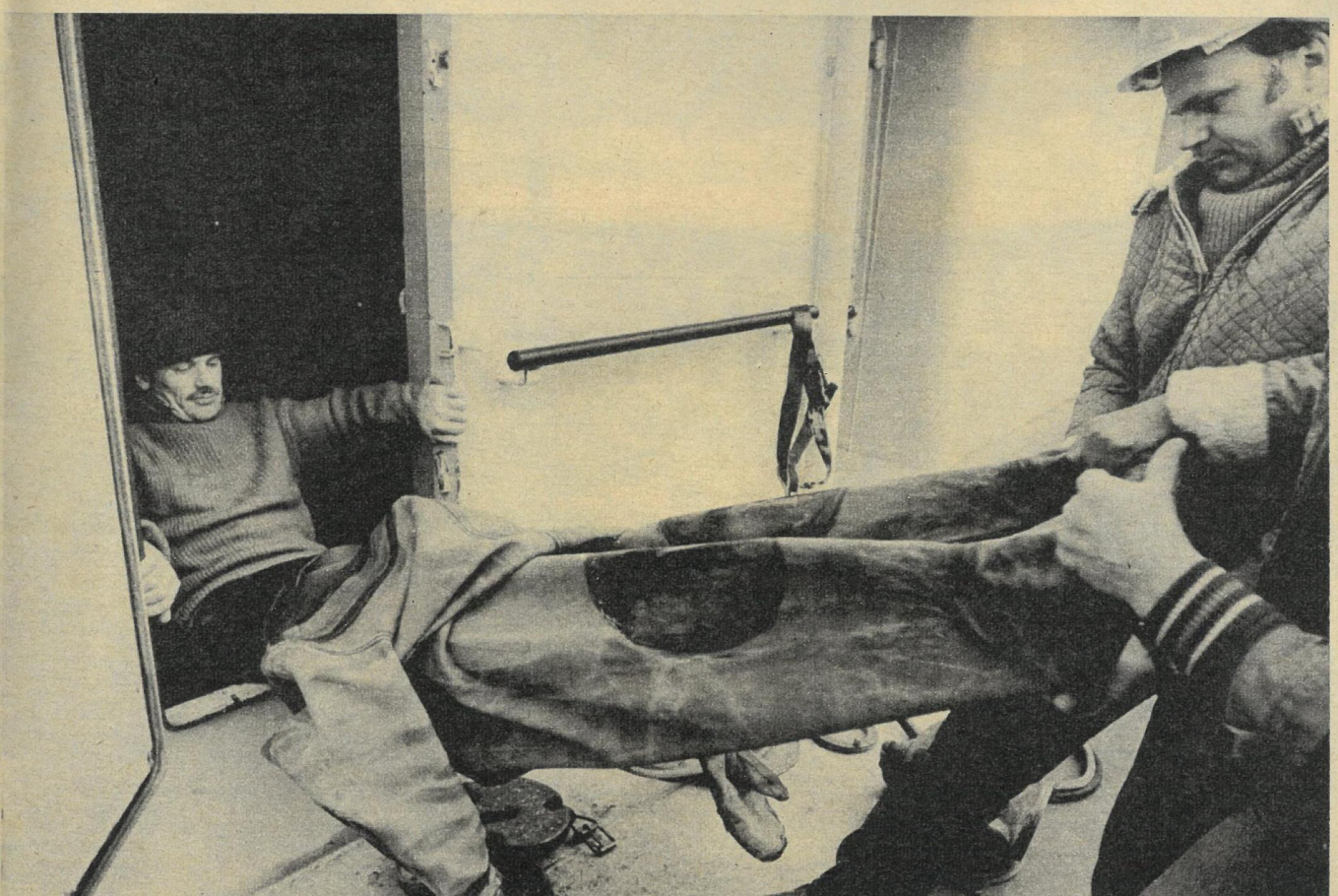
Zwischen den auf dem Radarbild gut markierten Eisfeldern sehe ich einen weiteren hellen Punkt, aller-



Vor Kap Tscheljuskin, dem nördlichsten Punkt des europäischen Kontinents: Vom Eisbrecher „Arktika" (Foto rechts) steigen Urlauber über, die von der „Krassin" nach Dickson mitgenommen werden.
Nach einer Unterwasserinspektion des arg strapazierten Schiffsrumpfs: Drei Helfer braucht der Taucher beim Entkleiden (Fotos unten).







dings vor uns. Vielleicht ein anderer steckengebliebener Frachter? Doch da ist im Sprechfunk immer wieder von „Krassin“ die Rede. Es wird doch nicht die berühmte alte „Krassin“ sein, der Retter der Nobile-Expedition 1928 und Stolz der damals jungen sowjetischen Arktisflotte? Die „Krassin“, der ich beim Umbau auf der Mathias-Thesen-Werft in Wismar 1958 buchstäblich in den leeren Bauch geschaut habe?

Doch von der ist nur ein Foto zu sehen – im Bordmuseum ihres neuen Namensträgers: eines modernen, in Finnland gebauten, schweren Eisbrechers. Mit über 20 000 Tonnen und 36 000 PS der stärkste dieselelektrische Eisbrecher überhaupt, löst er jetzt die schwächere „Kiew“ in ihrer Mission ab. Die bleibt in Warteposition, während wir Journalisten auf die „Krassin“ umsteigen, um die „Kudlai“ weiter nach Norden zu begleiten. Vor uns liegt die kritischste Stelle der ganzen Passage – die zur

КРАСНИ
МУРМАНСК

Wir sitzen fest

Laptewsee führende Wilkizki-Straße…
Zunächst aber der Umstieg über den Bug. Mit allem Gepäck und umgehängten Kameras öffne ich das schwere Schott zwischen Brükkenhaus und Vorschiff. Eine heftige Bö fegt mich zur Seite, die Tschapka segelt in weitem Bogen davon und landet irgendwo auf den Eisschollen. Adieu, toskanisches Lamm!
Ein ungutes Vorzeichen?
Immer stärkere Eisbarrieren liegen vor uns. Und auf der Brücke wird fast nur noch auf die Radarschirme gesehen, eventuelle Lücken für die Durchfahrt zu finden. Kapitän Repin erklärt, daß diese komplizierte Eislage durch die von der Küste Taimyrs abtreibenden Eismassen entstanden ist, die besonders stark gepreßt werden und damit sehr dicht sind.
Bald gibt es überhaupt kein Vorwärtskommen mehr. Die Displays vor dem Drehsessel des Kapitäns zeigen bei 76°24′32″ nördlicher Breite und 93°41′37″ westlicher Länge um 22.16 Uhr die Geschwindigkeit Null an. Von den neun Dieselmotoren laufen acht und geben die Energie an alle drei Generatoren. Also beinahe volle Kraft auf die drei Schrauben, welche trotz ihrer fünf Meter Durchmesser momentan nichts ausrichten können!
Rückwärts.
Auch jetzt kaum Bewegung.
Neuer Anlauf voran, mit dem Ruder wenige Grad mehr nach Backbord. So werden hundert Meter geschafft. Beim nächsten Mal fünfzig, dann dreißig, zwanzig…
Wieder alle drei Fahrthebel nach hinten, auf dem Bildschirm der satellitenorientierten automatischen Navigationsanzeige erscheint vor der Geschwindigkeit erneut ein Minusstrich. Die Sekundenzahl der westlichen Länge springt einen Wert zurück. Das Schiff hebt sich ein wenig, also geht es wieder vorwärts.
Doch die „Kapitän Kudlai“ hinter uns hat noch mehr Not. Das Eis hat auch sie fest eingeklammert, volle Kraft rückwärts hilft nicht mehr.
Unruhe, aber nur unter uns Journalisten. Die Männer an den Geräten machen ihre Arbeit. Für sie scheint überhaupt nichts besonderes passiert zu sein. Im Hangar spielen die Freiwachen Volleyball. Mit dem schweren Fernglas sucht der etwas brummige Eisspezialist nach Bewegung auf den Eisfeldern vor uns. Wir kennen den Grund seiner schlechten Laune: Momentan ist kein Hubschrauber zur Eiserkundung an Bord.
Da schwebt eine Mi-2 heran. Der Atomeisbrecher „Arktika“, der uns entgegeneilt, hat den Hubschrauber geschickt, seinen mit uns von Dickson angereisten Schiffsarzt abzuholen. Einige Runden zur Eiserkundung folgen. Die „Krassin“ wühlt sich langsam rückwärts zum eingeklemmten Frachter durch. Und da taucht am Horizont auch die „Arktika“ auf. Mit seinen 75 000 PS ist der Atomeisbrecher bald hinter uns, drückt sich vorsichtig an unser Heck und bringt damit soviel Bewegung in die Eismassen, daß erste Risse zwischen „Kudlai“ und „Krassin“ entstehen. Noch zweimal umrundet die „Arktika“ unsere beiden Schiffe, brechendes Eis splittert an ihrem Bug hoch, ehe sie in Richtung Osten wieder verschwindet… Wir folgen ihrer Eistrümmerspur, machen kleine Fahrt, immer bedacht, die „Kapitän Kudlai“ dicht hinter uns zu haben.

Halbvieruhrtee: Schotter, teuer wie Gold

Kapitän Repin bittet uns zu sich. Ich gehe den geräumigen Gang zum Vorschiff, sehe im Vestibül an der großen Arktiskarte, wie der Erste Offizier das kleine Magnetschiffchen, das unsere Position markiert, ein wenig weiter nach Osten setzt. Vor dem Speisesaal klappern die Billardkugeln, die sich beim jetzigen Eisgang von allein bewegen. Auf der breiten Treppe nach oben spielt der kleine Sohn des Ersten Ingenieurs mit der Bordkatze. Lena deckt im hellen Speiseraum der Offiziere die Tische zum Halbvieruhrtee.
„Wir sind gut vorangekommen“, resümiert der Kapitän. „Morgen mittag kehren wir bei Kap Tscheljuskin um und übergeben den Frachter an die ‚Arktika‘.“ Dann folgen noch einige Zahlen: Im ersten Halbjahr ’87 hat die „Krassin“ bereits 462 Schiffe bugsiert und dabei gegenüber der Norm 317 Tonnen Treibstoff gespart. Das ist der Verbrauch von etwas mehr als drei harten Arbeitstagen! Bisher bestes Jahr war 1985 mit insgesamt 1198 bugsierten Schiffen.
Was aber hat die „Kapitän Kudlai“ denn so Wichtiges geladen, das all den Aufwand lohnt, will ich schließlich wissen. Und glaube zunächst, falsch gehört zu haben: Schotter, Steine, Baumaterial für Tiksi in Nordjakutien. Aber natürlich: Wie soll es dort sonst auch hinkommen? Der Nördliche Seeweg ist zwar voller Risiken, jede Tonne Fracht darauf teuer. Doch das ist wohl der Preis, den die weitere wirtschaftliche Erschließung Sibiriens kostet!

**Der Arktis müssen die Männer auf den Eisbrechern und Frachtern (Foto links oben) auch physisch gewachsen sein: Ein Treibhaus an Bord, beheizt mit der Wärme des Maschinenraums, sorgt für die notwendigen Vitamine (links).
Die Katze (Foto rechts) gehört zur Stammbesatzung.**

Segundos Traum

Soldaten einer Einheit der Sandinistischen Volksarmee im Norden Nikaraguas, in der Provinz Matagalpa, beenden ihre Übung. Sie verlief ohne Zwischenfälle. Rückmarsch ins Objekt. Segundo Velasquez Castro marschiert an der Spitze der Compañeros. Er ist mit seinen 96 Mann für den Schutz der Zivilbevölkerung in der unmittelbaren Umgebung von La Estrella verantwortlich. Wenn es die Situation erlaubt, helfen die Soldaten und Offiziere bei der Pflege der Kaffeeplantagen oder beim Wohnungsbau. Segundo träumt davon, zu studieren und später einmal Häuser zu errichten, Schulen vor allem, und Krankenhäuser. Und er meinte, die militärische Lage und Entwicklung im Lande sei günstig für seine Träume. Das war im Februar.

Eine Meldung vom Wochenende aus Washington erinnert mich an unsere Begegnung: „Die USA-Regierung hat den Führern der gegen Nikaragua operierenden konterrevolutionären Banden weitere umfassende Unterstützung zugesagt." 500 Dollar wer-

den jedem Contra gezahlt, der von Honduras aus in Nikaragua einfällt und Schulen, Gesundheitsstützpunkte, Strom- oder Wasserleitungen – erste Errungenschaften des freien Landes – zerstört; Kinder, Frauen und Greise – Wehrlose verschleppt oder ermordet. Terror soll Angst machen. Doch trotz grausamer Verwüstungen und bitteren Leids habe ich überall verspürt: Sandinos Erben treten den Contras entschlossen und mutig entgegen.

Nun also hat Segundo, so vermute ich, seinen Wunsch, studieren zu können, wieder hinausgeschoben. Frau und Kind werden – 200 Kilometer von La Estrella entfernt – auf den Mann, auf den Vater warten müssen. Denn, so sagte er mir damals, erst wenn die Bauern ihre Kaffee-Ernte in Frieden einbringen können, kann ich meinen Traum erfüllen.

Hans-Jürgen Horn
(Text und Bild)

Ein „römischer" Weltmeister:

Christo, der Matador

Bei den zweiten Weltmeisterschaften in Rom waren die DDR-Leichtathleten mit 10 Gold-, 11 Silber- und 10 Bronzemedaillen noch erfolgreicher als bei den ersten vor vier Jahren in Helsinki. Und hinter den nächstfolgenden USA (9/5/5) und UdSSR (7/12/6) etablierten sich mit ihren ersten Goldmedaillen – gleich jeweils drei! – zwei Länder unter den besten der Welt: Die mit den Weltrekordlerinnen Stefka Kostadinowa und Ginka Sagortschewa sowie dem Europarekordler Christo Markow umjubelten Bulgaren und die zu altem läuferischen Glanz zurückgekehrten Männer aus Kenias Hochland.

Ein dutzendmal das Beste der Welt

17,97	Willie Banks (USA)	1985
17,93	**Christo Markow (Bulgarien)**	**1987**
17,89	Joao Carlos de Oliveira (Brasilien)	1975
17,87	Michael Conley (USA)	1987
17,86	Charles Simpkins (USA)	1985
17,78	Nikolai Mussijenko (UdSSR)	1986
17,78	Lazaro Betancourt (Kuba)	1986
17,77	Alexander Kowalenko (UdSSR)	1987
17,69	Oleg Prozenko (UdSSR)	1985
17,65	Alexander Jakowlew (UdSSR)	1987
17,60	Wladimir Plechanow (UdSSR)	1985
17,57	Keith Connor (Großbritannien)	1982

Entweder es dauere 50 Jahre oder nur Johnson selbst werde eines Tages die 100-m-Strecke noch schneller als in 9,83 Sekunden durchlaufen – sagt Ben Johnson. Wer auf den ersten Neun-Meter-Weitsprung warte, müsse auf Lewis warten – sagt Carl Lewis. Den 10 000-m-Weltrekord („einen der momentan läppischsten der Leichtathletik") unter die 27-min-Grenze zu bringen, sei, wenn er erst einmal ernst mache, Sache von Aouita – sagt Said Aouita. Daß Moses, der angeblich in die Abendröte seiner Karriere blinzelt, mit von der Partie ist, wenn über 400 m Hürden die 47-s-„Schallmauer" durchbrochen wird,

Während der Siegerehrung für unsere erfolgreichen 800-m-Läuferinnen Sigrun Wodars und Christine Wachtel erscheint auf dem Video-Matrix-Bild überm Stadion Markows Supersprung zum WM-Titel.

damit könne gerechnet werden – sagt Edwin Moses. Ohne auch Markow beim Namen zu nennen, wären Gespräche über die 18 Meter im Dreisprung nichts Halbes und nichts Ganzes – sagt Christo Markow.

Der erst zweiundzwanzigjährige Bulgare ist selten übers Ziel hinausgeschossen, wenn er einmal laut darüber nachdachte, was ihm als Dreispringer so alles vorschwebte. Noch Junioren-Europameister und Weltrekordler, wollte er dem altersschwachen Senioren-Europarekord des Briten Keith Connor das Lebenslicht ausblasen. Zwar kam ihm Oleg Prozenko zuvor, doch diese eigene Planuntreue ließ er nicht länger als eine Woche auf sich sitzen: Am 11. August 1985 wurde er in Budapest mit 17,77 m über Nacht sogar viertbester Dreispringer aller Zeiten.

Dann wollte Christo Markow Europa- und Weltmeister werden. Beides schaffte er binnen zweier Jahre, und nebenbei verbesserte er dreimal hintereinander den Europarekord – zuletzt als „römischer" Weltmeister, als er mit 17,93 m dem US-amerikanischen Weltrekordler Willie Banks auf den Pelz rückte und nun mit gutem Recht sagen darf: „Ich will der erste sein, der 18 Meter weit springt!"

Vielleicht, meint er, wäre das in Rom schon passiert, „aber ich hatte mit einem Mal keine Konkurrenz, die mich dorthin hätte treiben können". Es war ja auch irre, was da alles geschah. Willie Banks und dessen Landsmann Charles Simpkins scheiterten bereits in der Qualifikation. Der von ihnen allein gelassene Mike Conley stieg erst im Endkampf (den Oleg Prozenko mit Müh' und Not erreicht hatte) auf das „silberne" Podest. Polens Titelverteidiger Zdzislaw Hoffmann mußte gar schon nach dem Vorkampf seine Siebensachen packen... So darf Markow – nach Rom nun erst recht – weiterhin daran glauben, daß e r im nächsten Jahr Olympiasieger wird. Das wollte er bereits, als er noch Junior war.

Seine verwegene äußere Erscheinung ist symptomatisch für diesen jungen Mann, bei dessen Lebensintensität kein Auge trocken bleibt. Unter der titanischen Gewalt seines Anlaufs gediehen die sechs Versuche bis hin zu jenen 17,93 Metern, gegen die es nur noch mit der letzten Verzweiflung Conleys ein Aufbäumen gab. Manchmal schien es, als breche bei Markows Absprung der Balken. Böse Zungen behaupten, dies sei eine Folge Markowschen Trainings. Eines Trainings, das noch härter und noch „verrückter" wird, wenn aus allen Ecken ohrenbetäubende Musik dröhnt – des Wuschelkopfs aus Russe liebster Hard Rock, so daß zuweilen selbst dem gewiß nicht zimperlichen Trainer Tschawdar Tschendow Hören und Sehen vergeht. „Tschendow meint, diese Musik sei ein Stück von mir, etwas, was mit meinem cholerischen Temperament zu tun habe und mir helfe – manchmal aber auch nicht." Sagt Christo Markow.

Da seine geradezu geniale Eignung zum Dreispringer nie in Frage stand, hat ihm Tschendow von Anfang an gesagt, daß es nichts gibt, was nicht noch besser gemacht werden könnte. „Was du auch tust und erreichst", hat er seinem Schützling eingeimpft, „immer mußt du davon ausgehen, daß du erst am Anfang stehst. Selbstzufriedenheit führt zu gar nichts, also wirst du auch von mir selten oder nie hören, ich würde dein Training, deine Leistung und dein Leben drum 'rum nur mit Wohlgefallen betrachten." Eine Ausnahme in der Bekundung seiner Grundsätze macht Tschawdar Tschendow nur, wenn Markow mal nicht da ist: „Die in ihm aufbrechende Energie und seine Kampfeslust, seine Leichtigkeit und Elastizität begeistern mich."

Davon begeistert ist auch eine Dame, die Markows Trainingsgefährtin ist und deren Name für Hürdensprint-Weltniveau steht: Jordanka Donkowa.

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: ADN/Zentralbild

Im nächsten Heft:

Samotlor heißt „Toter See"

Temperaturunterschiede von 90 Grad. Umgeben von Morast und Sümpfen, von Milliarden Mükken und Stechfliegen, die den Menschen bekämpfen. Unter unvorstellbaren Anstrengungen wird in Samotlor Öl gefördert, auch für die DDR.

Als Magnitogorsk geboren wurde

F. C. Weiskopf fuhr 1932 durch Sowjetrußland und erlebte den Bau des metallurgischen Kombinates in Magnitogorsk. Die neue Welt im Aufbruch – literarische Erlebnisse und historische Bilddokumente aus den dreißiger Jahren.

Foto: M. Alpert

Wo fliegt die Möwe?

Das große Literatur-Preisausschreiben lädt wieder zum Knobeln und Gewinnen ein – diesmal führt die literarische Exkursion zum Schwarzen Meer.

Atelierbesuch

Hommage à Käthe Kollwitz – ein Blatt der Grafikerin Christine Perthen. FW stellt die Künstlerin vor.

Titelfoto:

Peter Meißner fotografierte eine junge modebewußte Ungarin

Redaktionsschluß für dieses Heft: **7. 9. 1987**

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Unsere Frage

Aus welchem Teil der Pflanze werden „Magenbitter" hergestellt?
a) dem Wurzelstock –
b) grünen Pflanzenteilen –
c) nektarreichen Blüten?
Antworten bitte auf Postkarte mit Marke „Botanik 3" bis 23. September an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung und Gewinner in Heft 21/87.

So war es richtig in Heft 17: Diptam – in der DDR vereinzelt anzutreffen, streng geschützt (a). – Es gewannen: 100 M – Regina Zimmer, Rostock; 75 M – Gerda Nordt, Magdeburg; je 50 M – Kurt Rienow, Barth; Andrzej Wrzesinski, Berlin; Gustav Pawlik, Karstädt.

Unten: Zentraler Kaukasus, oberes Baksan-Tal (im Vordergrund Wolfs-Eisenhut, *Aconitum vulparia*, früher zur Bereitung von Giftködern genutzt)

Enzian

(Gentiana spec.)

Für den Alpinisten zählen Enziane zu den schönsten Blütenpflanzen, allerdings ist ihr Anblick oft mit Strapazen erkauft. Einige Arten blühen noch in Höhenlagen weit über 4000 m – in Gefilden, wo auf jeden Schritt bergan ein bis zwei Atemzüge entfallen. Dem unentwegt auf die eigenen Fußspitzen gerichteten Blick bieten die an kahlen Felsboden geschmiegten Blütenpolster eine unvermutete Abwechslung (außerdem willkommenen Anlaß zum Verschnaufen).
Die Familie der Enziangewächse heißt nach dem illyrischen König GENTIUS (geb. 167 v. u. Z.), der die Heilkraft einer ihrer Formen entdeckt haben soll. So jedenfalls berichtet DIOSKORIDES. Allein der Gattung Enzian werden heute etwa 800 Arten zugerechnet, deren Verbreitung zumeist auf Gebirge Ostasiens, Europas und Südamerikas beschränkt ist. Enziane gehören seit je zu den allgemein bekannten und geschätzten Pflanzen. Schon Hieronymus BOCK widmete ihnen ein Loblied, und Goethe nannte die Gentianen ein „artiges, ruhmreiches Geschlecht". Ihre Pflanzenkörper enthalten verschiedene Glykoside, wie Gentiopikrin und Amarogentin. Diesen Bitterstoffen schreibt man eine Reihe von Heilwirkungen zu; sie regen den Appetit an, fördern die Funktionen von Magen, Galle und Leber. Charakteristisch für diese Wirkungen sind die im europäisch-asiatischen Raum vorkommenden Arten *Gentiana punctata, purpurea* und *pannonica.*
Die überwiegende Menge des offizinellen, in unseren Tagen als Medikament verwendeten Enzians dürfte vom Gelben Enzian *(G. lutea)* stammen. Grundstoff für Tinkturen, Pillen, Pulver und nicht zuletzt unendlich viele Sorten verdauungsfördernder Alkoholika. In freier Natur blüht er erst mit etwa zehn Jahren, ist dafür recht langlebig. Im Alter von 25 Jahren wiegt ein verdickter Wurzelstock bis zu sieben Kilogramm.

Fotos: Dr. K. Manske, Text: Dr. M. Freude